

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT NR. 1 JANUAR 1944 FR. 2.50



Les produits
NITOUCHE
créés par
CLERMONT ET FOUET
GENÈVE
BRONZE CREAM
NITOUCHE
CRÈME
NITOUCHE
GENÈVE
CRÈME
NITOUCHE
NITOUCHE
NITOUCHE
CLERMONT ET FOUET
PASTEL
NITOUCHE
NITOUCHE
NITOUCHE
NITOUCHE

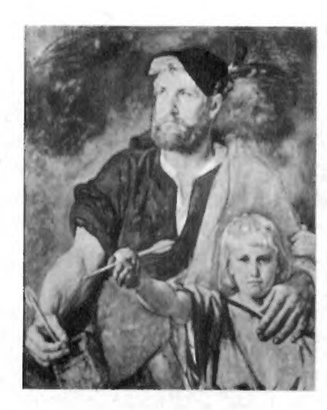


Schweizerische Monatsschrift 4. Jahrgang Nr. 1 Januar 1944

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Hedwig Lauber.
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Ständiger photographischer Mitarbeiter: Werner Bischof.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 51790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 13.50, Einzelheft Fr. 2.50.
Auslandabonnement zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 51790 Postcheck-Konto VIII 3790



Unser Titelbild:
Ernst Stückelberg: Wilhelm Tell und sein Sohn. Studie zu den Fresken in der Tellskapelle. Oeffentliche Kunstsammlung Basel. Farbphoto Hans Hinz

HIER SCHREIBT DER LESER

Sehr geehrter Herr!

In der letzten Nummer des «Du» sprechen Sie in Ihrem Artikel aus, daß die erregende Wirkung des Rot auf die Tiere mit Vorsicht aufzunehmen sei. Ich bin nicht im Fall, mich maßgebend hiezu zu äußern und möchte Ihnen nur zwei Erfahrungen mitteilen.

Um die Jahrhundertwende herum machte ich mit einem Freund die Fahrt um den westlichen Teil der Bretagne. In unserm Zugsabteil war ein junger Offizier, mit dem wir ins Gespräch kamen. Er hatte einen kleineren Vogelkäfig von vielleicht 15 × 12 cm Größe bei sich mit einem Spatzen drin und erklärte uns, daß er ihn jung gefangen, aufgezogen und gezähmt habe. Er schloß das Fenster, und der Spatz krabbelte vertraulich an ihm herum. Tagsüber halte er sich in den Bäumen des Kasernenhofes auf, nachts komme er in sein Zimmer und verbringe die Dunkelheit bei seinem Bette. Nun hatte der Spatz auf dem Kopf einen roten Kamm aus Wolle oder so was aufgeklebt. Der Leutnant erklärte, wenn er das nicht tue, so werde das Tierchen von den wilden Spatzen getötet. Der rote Kamm verschaffe ihm Respekt und schütze ihn. Soviel ich mich erinnere, trieben auch Kollegen von ihm den gleichen Sport.

Mein Bruder Paul, der Zoologe, erzählte mir hernach einmal, daß in den Alpen (wo, weiß ich nicht mehr) die Sennen den frischgeworfenen Schäfchen ein rotes Band oder Schnur um den Hals bänden, um sie dadurch vor dem Angriff der Adler zu schützen.

Das Rot sollte demnach eine Schutzwirkung ausüben. Ob auch bei Stierkämpfen, als Zögerung beim Angriff? Unsere Frauen sollten dann in den Bergen eher Rot tragen, um sich immun zu machen!

A. S.

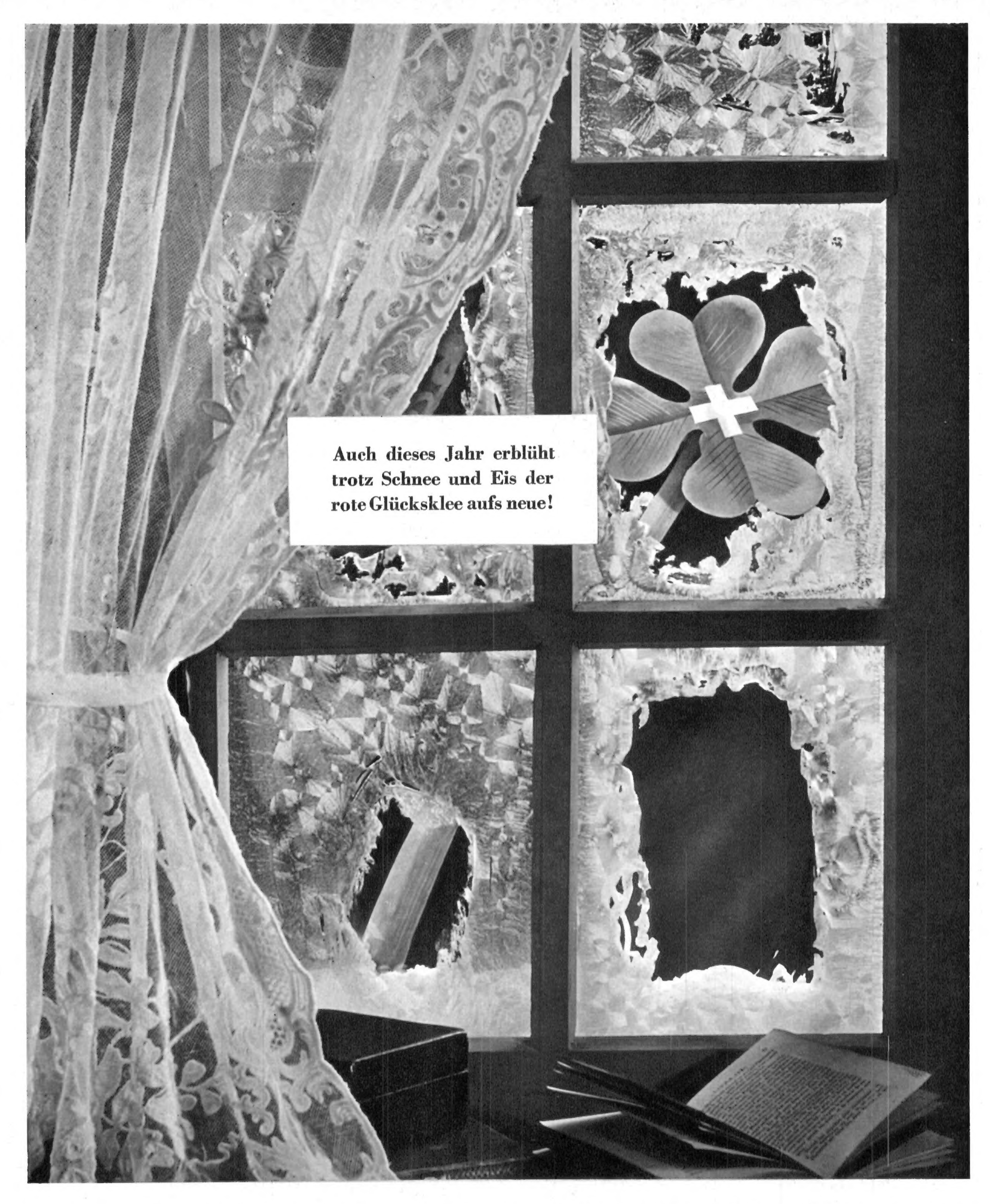
In Ergänzung zu diesem Brief wurde uns noch folgendes mitgeteilt:

. . . Persönlich glaube ich, in der Markierung des zahmen Spatzen mit einem roten Kamm aus Wolle ein Mittel sehen zu können, durch welches andere Spatzen abgeschreckt werden. Es bestünde sonst die Gefahr, daß der von Ort zu Ort transportierte zahme Spatz von den ansässigen Spatzen als unerwünschter Eindringling verfolgt würde. Auch die Zeichnung neugeborener Schäfchen mit einem roten Band oder etwas Derartigem dürfte auf Wildtiere abschreckend wirken, ähnlich wie die bei der Jagd oder gegen den Wildschaden gelegentlich aufgehängten «Lappen». Ich glaube nicht, daß die Farbe irgendwie von Bedeutung ist, und ich sehe da auch keine Parallele zum roten Tuch der Stierkämpfer, bei dem nach meiner Auffassung nicht die Farbe, sondern die Bewegung wirksam ist — im Stierkampf allerdings nicht in abschreckendem, sondern in aufreizendem Sinn.

Prof. Dr. H. H.

. . . In seiner sauberen und prächtigen Ausstattung ist das «Du» wohl einzigartig; aber der Text ist meist zu wenig volkstümlich. Ich meine damit nicht, es sollte mehr das Niveau der Familien-Unterhaltungsblättli angestrebt werden. In der großen Masse findet man oft sehr viel Kunstverständnis; aber allzu gelehrten Aufsätzen ist meist nur ein kleiner Kreis zugänglich. Gewiß haben Sie das selbst schon bemerkt beim Absatz von Nummern mit zum größten Teil allgemeinverständlicher Kost, wie z. B. die Arbeiter- und die Naturschutz-Sondernummern. (Irrtum! Die Redaktion.) Im Oktoberheft haben Sie sicher absichtlich Waldmüllers Damenbildnis aufs Titelblatt gesetzt und nicht etwa Klees Gartenantlitz. Schon oft habe ich das «Du» Bekannten zum Lesen ausgeliehen. Für gewisse Abhandlungen war wohl Interesse vorhanden; aber meistens wurde mir erklärt, das Heft sei wohl sehr schön, aber im Text zu «hoch»! Selbstverständlich kann man es nie allen recht machen. Sie werden natürlich alles Interesse haben, dem Wunsch möglichst vieler Leser zu entsprechen. Dies erreichen Sie sicher in möglichst populärer Behandlung aktueller Themen, ohne das bisherige Niveau aufzugeben.

P. O.



Lose der **LANDES-LOTTERIE** (Einzel-Los Fr. 5.—, Serie zu 10 Losen Fr. 50.— mit 2 sicheren Treffern) erhältlich bei allen mit dem „ROTEN KLEEBLATT"-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen. Los-Bestellungen an Landes-Lotterie Zürich, Postcheck-Konto VIII/27 600

NÄCHSTE ZIEHUNG 12. JANUAR



ZU UNSERM JANUARHEFT

«Vatermord» las ich im Schaufenster der Buchhandlungen Deutschlands, als nach dem vorigen großen Krieg ich in die weimarische Republik einreiste, dieser Vatermord wurde abends auf den Bühnen gespielt, und ein anderes Familienstück, genannt «Der Sohn», wurde auf andern literarischen Bühnen ebenfalls gespielt. Man spielte darin dem Vater fast ebenso bös wie im ersten mit. Ein schönes Mädchen aber, dem ich meine Zurückhaltung gegen diese Art Familienvorgänge nicht verhehlte, fand mich ganz einfach etepetete. —

Einige Jahre später saß ich in Paris an einer Mittagstafel mit Austern und Weißwein. Die Frauen plauderten auf eine unnachahmlich heitere Weise Französisch, und die Herren versuchten, das gleiche zu tun, kamen dabei unversehens auf Herkunft und Jugendzeit zu reden, worauf ein Fabrikbesitzer aus der Banlieue jäh die Sprache wechselte und «'s ischt eifach haarig» sagte, «haarig, wie-n-eim d'Vättere chönd 's Läbe versuure». Hernach aß er weiter und ging nach Tisch in seine Fabrik zurück. — Mir fällt da eine Zeitungsschreiber-Reise nach einem Tessiner Dorf ein, wo ein Alter auszufragen war, der vormals beim Bau der Gotthardstraße mitgearbeitet hatte. Im Hofe des Bauernhauses nahm nach Tisch der Alte mich beiseite: «Mi buttano via — in tomba», flüsterte er, nach den Seinigen deutend, mir ins Ohr. Man stieße ihn fort ins Grab, er sei ihnen im Wege.

Es kommt mir jetzt auch jener andere Vater in den Sinn, der zu seinem Sohne sagte, daß er in seinem Leben nie ein vernünftiger oder besonnener Mensch werden würde; nun, dieser Ausspruch ist ein Gemeinplatz, jeder vernimmt ihn als Bub von seinem Vater und wiederholt als Vater prophetisch ihn seinem Buben, glaubend, es handle sich um einen Originaleinfall; das Besondere liegt in unserm Falle darin, daß der beteiligte Vater neunzig, der Sohn aber siebzig Jahre alt war.

«Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr!» Jedermann kennt von Kindsbeinen an diesen Spruch Wilhelm Buschs, lächelt, wenn er ihn hört oder anführt, sein verständnisvolles Lächeln, dank welchem überheblichem Lächeln wir es bis heute erst zu Mütterberatungs-, aber nicht zu Väterberatungsstellen gebracht haben, außer den heimlichen bei den Psychologen. Wer heute noch als grüner Papa sein Söhnlein einmal aufs Häfelein setzt oder mit ihm am Sonntagmorgen einen Spaziergang macht, mag freilich sich sicher fühlen, doch soll er nur warten, bis der Kleine ins Kraut schießt und die gleiche Schulterhöhe erreicht hat — soll aber dann, wenn's beim Umgang schwer harzt, beileibe nicht glauben, daß derlei Schwierigkeiten nun sein persönliches Mißgeschick seien. «Grüß Gott, Schwierigkeit», soll er sagen, «sei mir willkommen, Erziehungssorge», soll er sagen; denn derlei gehört nicht etwa als unangenehme Beigabe zum Leben, derlei ist das Leben selber, ist viel mehr Leben als der Kaffeejaß oder die Geschäftsreise, von der man wegen eines dummen Streichs des Lausbuben weggeholt wird. Nur offen reden soll man über derlei Vater-Sohn-Streitschaften und -Freundschaften, offen reden wie über Kaminschäden zum Beispiel, das entgiftet. Die Begegnung mit den herangewachsenen Söhnen ist eine Art Erwachsenen-Reifeprüfung. Mögen wir alle sie mit Erfolg bestehen. Unsere Leser aber möchten wir mit diesen Vorauszeilen um ihre Zustimmung zum Thema gebeten haben, ums Einverständnis damit, daß wir diesen Gegenstand menschlicher Herzenssorgen in einem «Du»-Heft zu behandeln uns erlauben.

Arnold Kübler

Mit gespreizten Beinen stehen Buben im Schnee und tragen Brote, viel zu groß für die kleine Schleife ihrer Arme. Sie schieben die braunen Laibe hin und her und klemmen sie bald rechts, bald links unter. Mit den Fingern ihrer freien Hand klauben sie das Knusperige aus der dunklen Rinde und stopfen es zwischen ihre Lippen. Tranksame aber zu dem trockenen Mahl ist ihnen die fallende Schneeflocke. Zurückgelehnten Kopfes und gähnenden Mundes fangen sie sie auf, um sie auf ihrer Zungenspitze genießerisch zergehen zu lassen. — Es ist ein jeglicher Zeit und jeglicher Stunde entbundenes Tun. Und langsam und immer dichter umwebt die Dämmerung die Kinder, die sich in ihrer Glückhaftigkeit vergessen . . . bis plötzlich aus verschattetem Hintergrunde das Licht einer Stubenlampe aufleuchtet. — Bald hernach hören wir aus nächtlicher Tiefe das dumpfe Pochen von Buben, die an Türschwellen dicke, schwere Schneesohlen von ihren Schuhen klopfen. Und wir denken nun an Mütter, die in bedachter Ordnung Löffel und Tassen auf breiten Tischen aufreihen. — Und jetzt beten wir, daß uns das Brot schon um dieser kleinen ergötzlichen und bübischen Schelmerei willen für immer erhalten sein möge! Amen.

Aus dem «Winterbuch für meinen Sohn». Zeichnung und Text von H. Danioth.



NIKLAUS MANUEL DEUTSCH:

Ungleiches Liebespaar. Feder auf gelbrotem Grund, weiß gehöht. *Kupferstichkabinett Basel*

Väter und Söhne in der Schweizer Malerei

VATER UND SOHN, die ewige Frage der Nachfolgerschaft, muß sich bei allen nach Dauer strebenden Berufen geltend machen, beim Bauern nicht weniger als beim König, beim Handwerker ebenso wie beim Händler. Vielleicht wird das uralte Problem in seinen dabei eintretenden geistigen Stufungen noch um eine Spur deutlicher, wenn man die Malerei ins Auge faßt, zu deren Aufgaben es ja gehört, selbst das Verborgene sichtbar zu machen. Auch könnte es sein, daß dabei selbst auf die Malerei als Kunstgattung ein neues, ungewohntes Streiflicht fällt; denn es gibt ja andere Künste genug, die sich seltener von Vätern auf Söhne fortsetzen oder, wie die Dichtkunst, eine so direkte Nachfolge fast auszuschließen scheinen. Die Malerei hingegen tritt, wie die Musik, zuweilen in ganzen Generationen auf, wie wenn da, wo sich einmal eine rechte Werkstatt bildete, der Schatz an künstlerischen und technischen Erfahrungen so reich wird, daß dieser selbst weniger begabte Nachfolger durch Jahrzehnte hindurch in gutem «technischem» Ansehen zu erhalten vermag.



HANS RUDOLF MANUEL DEUTSCH:

Junges Mädchen in Halbfigur. Kupferstichkabinett Basel

Doch würde man sich sehr täuschen, wenn man die «Malerfamilien» nur im Bereich kleiner, beinahe noch handwerklicher Tätigkeit vermuten wollte, wie sie die schweizerische Kunstübung mit ihren vielen kleinen Gelegenheiten allerdings scharenweise als Dietrich, Conrad und Rudolf *Meyer*, oder als Johann Ulrich und Johann Rudolf *Schellenberg*, oder als *Lory* père und *Lory* fils und als so viele andere «Väter» und «Söhne» hervorgebracht hat. Es ist auch nicht bloß so, wie wenn sich an das doch immer unerklärlich auftauchende große Genie dann nur der Kometenschweif der Erben in absteigender Linie anhängen könnte. Vielmehr gehörten selbst größte Talente wie Raffael, Dürer, Holbein d. J. und andere von Kind an tüchtigen Familienwerkstätten an, ohne die ihre gleich von Anfang an sich beweisende Vollendung kaum denkbar gewesen wäre. So ist das Auf und Ab, das Erblühen und Verwelken der in ganzen Malerfamilien erscheinenden Kunst so wechselvoll, daß wir einige seiner Züge in ein paar Schweizer Beispielen andeutungsweise ins Auge fassen wollen. Hierbei wird neben der immer zu spürenden Fortsetzung der eigenen Tradition die so oft zwischen Vätern und Söhnen sich bemerkbar machende «Kontrast-Stellung» eine ganz besondere Aufmerksamkeit erheischen.

Es ist nicht bekannt, in welcher Werkstatt der größte unter den alten Schweizer Künstlern, der Berner *NIKLAUS MANUEL DEUTSCH* (um 1484—1530) heranwuchs. Vielleicht verhinderte auch die später so unerhört reich zum Maler, Krieger, Dichter, Staatsmann und Reformator befähigende Begabung einen von Anfang an klaren Weg. 1517 aber ist der 33jährige geradezu mitten in der Blütendolde seiner Kunst. Er hatte zwei Jahre zuvor das erste, große Altarwerk, den Lukas-Altar, gemalt. Er war 1516 als Feldschreiber mit in Italien gewesen und hatte danach den Totentanz an die Mauer des Dominikanerklosters gemalt, der seinen Namen weit über Bern berühmt machte. Nun entfaltet sich ihm jede Idee sofort zur reichsten Vorstellung. Auch das alte Thema des «Ungleichen Liebespaares» ist auf eigens rot getöntem Papier nicht bloß unerhört frisch geworden, sondern im Kontrast von alt und jung, Begehr und Abweisung auch unerhört dramatisch gestaltet. Der sozusagen unter unsern Augen entstehende künstlerische Eindruck spielt sich bis in die Technik ab, welche, um Hartes und Weiches spannend zu vereinen, abwechselnd Feder und Pinsel gebraucht und Weiß und Schwarz unvermittelt nebeneinanderstellt, um selbst das «graue» Haar des alten Liebhabers so wild lodern zu lassen. Und auch die altertümlichen Spruchbänder werden mit all ihren Zeichen zum rätselhaften Geschlinge, gleichsam wie Jahrhunderte später die Wolken über Hodlerschen Figuren.

Der 1525 geborene Sohn *HANS RUDOLF MANUEL DEUTSCH* kommt dem Vater scheinbar in allem nach, er wird Maler, Dichter, Staatsmann, Landvogt wie jener. Und doch ist alles das Nachklang, so wie die «Frau mit dem Maiglöckchenstrauß»: voll schöner Fertigkeiten,

schon als Federzeichnung zum Holzschnitt, zur Reproduktion vollendet, aber, obwohl sie ein 25jähriger schuf, ohne neue Erregung, mit Händen, die nicht mehr fassen, mit Liniengeschlingen, die kein Geheimnis mehr enthalten...

Das ist ein charakteristisches Beispiel. Der aufblühende Ruhm des Vaters erfährt im Sohn einen ansehnlichen, doch ohne Verve fortgeführten Nachklang. Fälscher werden immer wieder versuchen, das Monogramm des jüngeren in das des älteren Manuel zu verändern, weil nur dessen Namen Größe behielt.

In folgenden Jahrhunderten möchte man an die vielen Generationen der *FÜSSLI* in Zürich erinnern, die erst Glockengießer und dann Maler waren und ihre höchste Steigerung im letzten Gliede, in Johann Heinrich Füßli III., erfuhren (1741—1825). Oder an die *GESSNER*, wo der Sohn *KONRAD* (1784—1826) mit seiner Tiermalerei etwas so völlig anderes als der idyllische Vater *SALOMON* (1730—1788) zu vertreten scheint. Hier erklärt sich der Gegensatz aus dem Zeithintergrund. Die Schäferidylle geht den nach der Französischen Revolution Schaffenden nicht mehr ein. Wo der Vater zärtlich zutretend noch Nymphen zu entdecken glaubte, stürmt der wirklicher gestimmte Sohn mit Rossen in die Pferdeschwemme hinab. So hat sich die gleiche Naturnähe durch den Zeitkontrast verwandelt.

Auch in bescheideneren Beispielen zeigen sich merkwürdige Stufungen. Der Basler *PETER BIRMANN* (1758—1844) hatte sich vom Steinmetzen durch Aberlis Schulung zum erfolgreichen Landschafter heraufgearbeitet. Seine römischen Wasserfälle mit dem Efeu am Ufer, Gebüsch am Felsen und Wasser in allen Formen von Flut, Welle und Gischt, welche die Dichter der Zeit so liebten, haben als kunstreiche Verbindung vielen Eindruck gemacht. Aquarelliert sind sie «für die Fremden», wie sie der Maler ja auch in die Mitte seiner Darstellung genommen hat. Den Sohn trieb die eigene, einsame Seele bis zu den höchsten, eisigen Wasserfällen der Heimat hinauf, wo der letzte Schuß fällt und Tier und Mensch vor dem Abgrund stehen. *SAMUEL BIRMANN* (1793—1847, zuletzt in überhandnehmender Schwermut) ist ein Letzter. Das vom Vater ererbte Schema des Wasserfalls wird bei ihm zum Gefäß, das nun mit einem großen, Caspar David Friedrich verwandten, wirklich künstlerischen Erschauern erfüllt wird.

Eine ähnliche Stufung gilt, mit höheren Vorzeichen, ja auch für die *TÖPFFER* in Genf. Dort war der Vater, als Sohn eines zugereisten Schneiders, mit so offenen Augen vor die neue Natur getreten, daß *WOLFGANG ADAM TÖPFFER* (1766—1847) mit Recht als Entdecker der Genfer Landschaft gerühmt wird. Sein Verweilen vor dem stillen Zauber der Natur hat bis in sein Alter hinein die Zartheit, die er an den Menschen am meisten schätzt: in mädchenhafter Anmut stellt er beide dar. Wie anders der schier noch reicher begabte Sohn *RODOLPHE*



PETER BIRMANN: *Wasserfall in Tivoli. Aquarell. Kupferstichkabinett Basel*



SAMUEL BIRMANN: Gletscher. Aquarell. Kupferstichkabinett Basel



WOLFGANG ADAM TÖPFFER: Landschaft mit Weiher. Feder. Kupferstichkabinett Basel



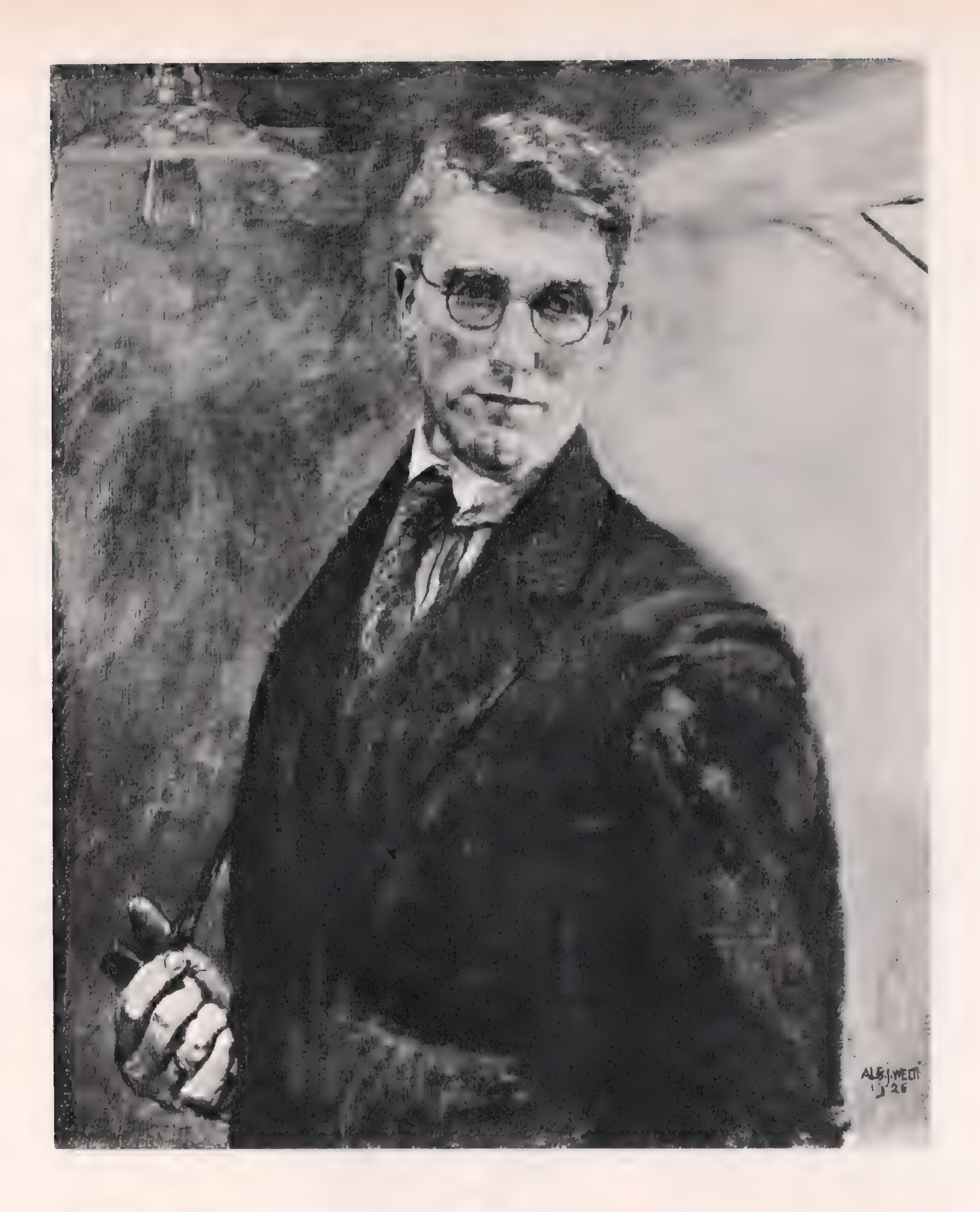
RODOLPHE TÖPFFER: Ausflug in die Alpen. Feder. Kupferstichkabinett Basel

(1799—1846), den Bildung, höheres Schicksal, auch Krankheit, vor eine ganz andere Welt führen. Dieselbe Ironie, mit der er die alten, so komischen Menschen mit lockerstem, man möchte sagen seismographischem Federstrich enträtselt, läßt Rodolphe Töpffer selbst die oft so zerrissene Ungestalt der Erde, auch das Immense und Unfaßbare hoher Alpen, zum menschlichen Widerbild und Gleichnis werden. Aus der stillen Andacht des Vaters ist die geistreichste Deutung des Sohnes geworden, die selbst Goethes Bewunderung erregt hat.

Wie oft sind also die vollendenden Söhne älter als die ewig jungen Väter, welche Beginnende waren! Niemand kann, wenn er nicht Dilettant ist, malen, wie er will. Das Schicksal führt seine Hand. Meistert er es, so hat er Stil, und sein Bild tritt in die Kunst ein, unter die beispielhaften Werke der Menschheit.

Wie oft aber ist schon das eine Schicksalsfrage gewesen, ob einer wirklich Maler sei — mit dem ganzen, väterlich offenen Erfassen der Welt — oder aber Dichter, der — wie Goethe im «Faust» und Gott-





ALBERT J. WELTI: Selbstporträt 1926. Photo Boissonnas

fried Keller im «Grünen Heinrich» — den Weg zu den «Müttern» zu suchen hat. Wie oft umspielt gerade diese Frage den immer zwischen beiden schwankenden Schweizer Künstler, der so vielfach Maler und Dichter zugleich bleibt. Da mag dann einer sein Gesicht so genau erkannt sehen wie der junge, schon als Kind vom Vater wieder und wieder gezeichnete *ALBERT J. WELTI* (geboren 1894). Groß geworden, wird sich auch dieser Sohn mit Augen, die zwischen Malerschauen und Dichterträumen stehen, im Selbstbildnis die Frage stellen: Bin ich, der ich in den Augen meines Vaters war?

WALTER UEBERWASSER

ALBERT WELTI: Zeichnung seines Söhnchens Albert. Studie zum Gemälde von 1899. Kupferstichkabinett Basel



Photo Werner Bischof

Polo Rivels und sein Sohn im Zirkus Knie

Vater und Sohn in der mütterlichen Welt

VON WALTER ROBERT CORTI

Der Mensch erscheint gleichsam in einer doppelten Ausgabe seines Daseins — in einer männlichen und einer weiblichen. Mythisches und wissenschaftliches Denken haben dieses offenbare Geheimnis unseres Alltags immer wieder zu erklären versucht. Im platonischen Gastmahl erzählt uns Aristophanes die seltsame Geschichte von den ersten Kugelmenschen, mannweiblichen Wesen mit vier Händen und ebensovielen Füßen. Diese wußten sie gleich den Radschlagern zu benützen und kamen mit ihnen, falls Eile not tat, rasch vorwärts. Ihre Anmaßung brachte die Götter bald in arge Verlegenheit, so daß sich Zeus zu ihrer Schwächung entschließen mußte. Nach langer Ueberlegung kam er überein, sie in zwei Hälften zu schneiden. Mit Apollons Hilfe gelang die keineswegs einfache Operation. Kaum waren die Kugelmenschen gespalten, trieb die Sehnsucht jede Hälfte wieder zu der andern: mit ihr zusammenzuwachsen, um das heile, ursprüngliche Ganze herzustellen. «Erst so lange also ist es her, daß die Liebe zueinander den Menschen eingeboren ward, zusammenführend die ursprüngliche Natur und bestrebt, aus zweien eins zu machen, um den menschlichen Wesen Heilung zu verschaffen.» Anders deuten die Mythen der Bibel. Jehova ließ seine junge Welt mit Pflanzen und Tieren bevölkern. Um fruchtbar zu sein, wurden sie wohl schon bei ihrer Schöpfung in die Geschlechter getrennt. Der erste Mensch aber, den Gott aus einem «Erdenkloß» formte, war ein Mann. Wie er diesen dann einsam im Paradies umherwandern sah, erbarmte sich Jehova seiner. Einen tiefen Schlaf ließ er auf Adam fallen und begann nun seinerseits eine seltsame Operation. Er entnahm ihm der Rippen eine und «baute» daraus ein Weib. Darum heißt es später vom Manne: Quod perdidit optat — was er verloren hat, verlangt er wieder. Als Adam seine Gefährtin sah, erkannte er scharfsichtig, daß Eva Bein von seinem Beine wäre, und ließ sich gleich zu einem folgenschweren Ausspruch verleiten: «Man wird sie Männin heißen, darum daß sie vom Manne genommen ist.» Diese Männin, Fleisch von seinem Fleische, erlag denn auch bald den Lockungen der Schlange und verführte ihrerseits den aufrechten Adam zum Ungehorsam. Wie sie den verbotenen Baum sah, fand sie, «daß es ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte», und so aßen sie denn von seiner Frucht. Das neue Wissen wurde ihnen zum Verhängnis. Als Gott ihn zur Rede stellte, verlor Adam seine Courtoisie. Er schob die Schuld auf Eva, nicht ohne den Herrn daran zu erinnern, daß er ihm dieses Weib zugesellt habe. Ob dieser Verletzung seines Gebotes durch seine eigenen Geschöpfe geriet Gottvater in einen Zorn, dessen Schwere das furchtbare Spannungsfeld charakterisiert, das zwischen Vater und Sohn bestehen kann. Zuerst wurde die Schlange verflucht, dann wurden dem Weibe viele Schmerzen geschaffen und dem Acker Adams Dornen und Disteln. Die beiden mußten den Garten Eden verlassen: Die Weltgeschichte voll Kummer und Elend nahm ihren Anfang. Kaum waren zwei Söhne da, so erschlug der eine den andern. In einem Mysterium von unergründlicher Tiefe versuchte der «Menschensohn» den Vater durch seinen Opfertod zu versöhnen und damit die Menschen zu erlösen. Aber die Söhne leiden so unerlöst wie je, und der Brudermord will kein Ende nehmen . . .

Wer sich einmal gründlich mit dem mittelalterlichen Problem abgequält hat, was zuerst dagewesen sei, das Huhn oder das Ei, dem werden alle Mythen fragwürdig. Für das Ei bedarf es eines Huhnes, für das Huhn aber bedarf es wieder eines Eies. Was Eier legt, ist ein weibliches Tier, damit sich das Ei aber entwickeln kann, muß es vom Samen eines artgleichen Männchens befruchtet werden. Ohne Hahn weder Ei noch Huhn, ohne diese auch keinen Hahn. Unabweislich kompliziert sich damit die scholastische Frage. Heute sagen wir, Hahn und Huhn stammen von einfacheren Tieren ab, die sich schließlich von einzelligen Wesen herleiten. An dieser Rückführung auf einfachere Gestalten müssen demnach beide Geschlechter teilnehmen. Tatsächlich hat die moderne Forschung die Trennung in männliche und weibliche Formen durch die Großreiche der Tiere und Pflanzen bis in ihre Einzeller hinein nachweisen können. Gleich schon an der Wurzel des Lebens finden wir die beiden Geschlechter. Dagegen versagen die Methoden, sie auch im Bereich des Anorganischen festzustellen: Ueber das Geschlecht der Kristalle ist noch keine sinnvolle Aussage möglich. Wer aber das Leben aus der Materie* herleitet, dem muß es naheliegen, in dieser den Mutterschoß allen Werdens zu sehen. Die Ausgestaltung weiblicher Wesen würde darin nichts Neues bedeuten. Die Materie bliebe damit innerhalb ihrer eigenen Kategorie. Hingegen würde dann der Mann tatsächlich als der biologisch Jüngere erscheinen, als ein Spätling der Entwicklung inmitten der ihn umfassenden weiblichen Welt. Er wäre nicht gleichursprünglich wie das weibliche Prinzip, nicht Urmann neben der Urfrau, sondern wesenhaft der Sohn, der vaterlos dem weiblichen Grunde entsprang und nun selber erstmalig in der Lage ist, «Vater» zu werden.

•

Wer den Weg zu den Müttern auch auf den früheren Stufen des Lebens geht, wird immer ein mächtiges Geschlecht finden. Die Männchen dagegen sind von der Tragik eines besonderen Rätsels umwittert, ihre raison d'être läßt sich nur schwer erkennen. Sie scheint darin zu bestehen, daß die Kerne des mütterlichen Keimmateriales zwar arteigener, aber doch körperfremder Kerne zu ihrer Entwicklung bedürfen. Als Träger dieser Kerne, als ihre Ueberträger erschienen die Männchen. Zwar werden auf diese Weise noch keine französischen und deutschen Kernkarten miteinander gemischt, immerhin doch solche, die der Herkunft nach etwas verschieden sind. Und darin liegen möglicherweise die Bedingungen für eine Höherentwicklung der tierischen und pflanzlichen Arten beschlossen. Der einzige Sinn des Männchens erscheint tatsächlich in dieser Rolle eines Kernüberträgers zu liegen. Gelegentlich wird sie saisonweise oder dann überhaupt auf-

* Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Materie mit dem Lateinischen mater, Mutter, zusammenhangt. Leider läßt sich dafur ein zwingender Nachweis nicht erbringen. Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Manu Leumann geht die wichtigste Verwendung von materia auf Holz ,und zwar ursprünglich n i c h t auf Bauholz, sondern auf Kernholz, das «Mutter-Holz» des Stammes von Fruchtbäumen und Reben. In O. Meisingers vergleichender Wortkunde (1932) finde ich noch, daß materia im Portugiesischen dann zu madeira, Bauholz, wurde, was erst der holzreichen Insel und in weiterer Uebertragung auch dem dortigen Wein den Namen gab.

gegeben. Aus überwinternden Eiern schlüpfen im Frühjahr weibliche Rosenblattläuse. Ohne männliches Zutun beginnen diese, weibliche Junge lebend auf die Welt zu bringen. Erst im Herbst werden dann auch Männchen geboren. So kommen denn wieder befruchtete Wintereier zustande, die möglicherweise die böse Jahreszeit besser überstehen als unbefruchtete. Hier darf das Männchen also mindestens etwas «Stärkendes» zur Arterhaltung beitragen. Die indischen Stabheuschrecken scheinen solcher Befruchter überhaupt nicht mehr zu bedürfen. Sie «pflanzen» sich ausschließlich ohne die überaus seltenen Männchen fort. Aus den unbefruchteten Eiern entstehen wieder eierlegende Weibchen. Aber auch dort, wo die Männchen regelmäßig als Ueberträger des Samenkernmaterials funktionieren, sind sie oft genug von Gefahren und frühem Tode bedroht. Manche Spinnenfreier und die Männchen der Gottesanbeterin werden, falls sie nicht gerade noch entwischen können, nach der Kopulation von der Gattin aufgefressen. Bei sehr vielen Insekten sterben die männlichen Tiere unmittelbar nach der Hochzeit. Plötzlich bricht die Partitur ihrer Lebensmelodie ab. Die Bienendrohne stirbt augenblicklich, die Mitbewerber werden von den unmütterlichen Schwestern bald getötet. Da sie selber keinen Stachel haben, können sie sich nicht wehren, da sie sich nicht selbst zu ernähren vermögen, müssen sie ohne die schwesterliche Hilfe verhungern. Dagegen wendet nun die dunkle Mutter Natur ihr ganzes Interesse den Brutpflegeinstinkten zu. Die überwiegende Sorge des weiblichen Geschlechtes bildet ja die Erhaltung der Art. So leben die großen Mutterfamilien der sozialen Insekten ganz diesem Zwecke. Während sich hier die weiblichen Möglichkeiten in wunderbarer Weise entfalten, leiden die Männchen offensichtlich unter einem biologischen Aufgabenmangel. Anderswo aber beteiligen sich jedoch auch die Männchen an der Brutpflege. Ja, es gibt Fälle, wo dies wieder in übertriebener Weise geschieht. Der Mann unserer Geburtshelferkröte wickelt sich die Eischnüre um die Beine und trägt diese so lange, bis die Kaulquappen in den Eiern heranreifen. Dann geht er ins Wasser und läßt sie dort ausschlüpfen. Beim Stichlingfisch besorgt das Männchen die Aufzucht der Brut. Erst baut es ein Nest und führt das Weibchen zum Laichen hinein. Dann aber verläßt dieses die Stätte wieder. Der Stichling selber erweist sich nun als treubesorgter und auch sehr sorgfältiger Vater in Mutterdiensten. Feinde der Eier und der Jungen werden energisch vertrieben, reißt von den Jungen selber mal eines aus, so wird es sorgfältig mit dem Maule eingefangen und wieder ins Netz zurückgetragen. Nach einer gewissen Zeit zerstreuen sich dann die Kinder. Hier wird gleichsam der Vater zur Mutter, der Mann übernimmt weibliche Aufgaben. Das ist aber eine Ausnahme. In den höheren Entwicklungen beteiligt sich zwar das Männchen wohl an der Brutpflege, wird aber steigend für neue Verhaltensweisen frei, die dann erst im Geistesleben des menschlichen Mannes zur vollen Entfaltung gelangen.

•

Ohne daß sie selbstverständlich damit hinreichend charakterisiert wird, können wir die Ehe als eine auf die Arterhaltung bezogene Gemeinschaft von Mann und Frau begreifen. Erst durch das Kind wird der Mann zum Vater, die Frau zur Mutter; die Gemeinschaft der Eltern mit ihren Kindern nennen wir eine Familie. Wenn sich sommersweile auf den blühenden Wiesen die Mohnbienen zur kurzen Hochzeit finden, stirbt das Männchen bald danach. Ein Frost rafft es hinweg, Nässe oder Kälte einer Nacht läßt es den nächsten Morgen nicht mehr erleben. Nun aber beginnt die Witwe eifrig ihr Geschäft der Brutfürsorge. Sie gräbt eine kleine Urne in die Erde, tapeziert sie mit Schnittstücken aus roten Mohnblüten, füllt sie mit Pollen und Nektar ausgerechnet der blauen Kornblume, belegt das Ganze mit einem Ei und schließt endlich die Wiege sorgfältig zu. Hat sie etwa zehn solcher Brutzellen gebaut, wird auch sie von ihren Kräften verlassen. Bald kriechen in den kleinen Wiegen die Larven aus und fallen auch gleich über den Geburtstagskuchen her. Er reicht gerade aus, bis sie erwachsen sind; sie verpuppen sich, im Frühjahr kriechen dann die Mohnbienen wieder aus; Männchen und Weibchen finden sich von neuem. Von einer Ehe zwischen den beiden kann nicht gut gesprochen werden, dazu müßte der Paarbildung doch eine gewisse Dauer beschieden sein. Die Witwe sorgt für Kinder, die sie nie sehen wird und die ihre Mutter nie sehen werden. Auch zu einer sogenannten Kinderfamilie kommt es nicht, wie wir solche bei gewissen Fischen kennen, bei denen wenigstens die Jungtiere noch eine Weile zusammenhalten, während die Eltern längst schon ihre eigenen Wege gehen. Wenn die Mohnbienen auskriechen, stehen sie völlig einsam in der Welt. Eltern und Kinder können nicht zueinanderkommen, sie leben räumlich und sterben zeitlich so auseinandergezogen, daß sich weder eine Ehe noch eine Familie ergibt.

•

Erst bei den höheren Tieren wird dies in der Regel anders. Der Vater bleibt bei der Mutter und beteiligt sich an der Aufzucht der Jungen. Sind die Söhne und Töchter noch klein, so bildet die Familie vielfach eine harmlose Idylle. Bleiben aber die erwachsenen Kinder weiter im elterlichen Verband, so dämmern die unheimlichen Möglichkeiten innerfamiliärer Geschlechtsbeziehungen herauf. Einerseits könnten sich Söhne und Töchter verbinden, anderseits kann die Tendenz entstehen, daß die Söhne den Vater verdrängen, um die Mutter, daß die Töchter umgekehrt die Mutter verdrängen wollen, um den Vater zu besitzen. Dort, wo der Verband der Eltern mit den erwachsenen Söhnen und Töchtern nicht rechtzeitig zerfällt, kann der Weg des Lebens auch in die furchtbare Hohlstraße nach Theben führen, wo Oedipus seinen Vater Laios erschlägt, um bald darauf seine eigene Mutter zu heiraten. Die Forschungen von James G. Frazer über Totemismus und Exogamie haben uns gezeigt, mit welch dunklem Ernste die frühmenschliche Gesellschaft das Inzestproblem zu bewältigen sucht. Aber erst Siegmund Freud hat die uralte Scheu gebrochen, diesen Dingen unseres geheimsten Alltags überhaupt in das rätselreiche Antlitz zu schauen. Möge man seine Anschauungen über die «infantile Wiederkehr des Totemismus» wie immer interpretieren, möge man schließlich bestreiten, daß die Vater-Sohn-Beziehung diese unabsehbaren Konsequenzen berge, die vom Mord des Urvaters die Entstehung der Männerbünde und die Gottesvorstellung ableiten — wohl noch niemand hat mit gleicher Geisteskraft und Tapferkeit hier ein Fragen in Fluß gebracht, in dem sich dereinst einmal ein großer Teil der menschlichen Angst befreien mag. Söhne haben eine eigentümliche Bereitschaft, auf Konflikte mit ihrem irdischen oder göttlichen Vater mächtige Schuldgefühle aufkommen zu lassen, die sie mit politischen, religiösen und erkenntnisgeistigen Schöpfungen abzureagieren versuchen. Werden sie selber Väter, so schlägt diese Bereitschaft gelegentlich in ihr Korrelat um, nämlich solche Konflikte zu ermöglichen. Wo Väter gewaltig Autorität spielen, provozieren sie die Söhne, sich an dieser zu vergehen. Bilden die Väter unter sich einen schaffenden Zusammenhang, so rennen auch die Söhne gerne kollektiv gegen deren Welt an. Mitunter humor-

los und schuldselig, leiden sie dann aneinander, gestehen sich den archaischen Lustgewinn ihres Trotzens und Aergerns nicht ein; mitunter sind auch die Söhne die Träger der Greisideen, die Väter und Großväter aber voll blütenherrlicher Pubertät. Weder ist Oedipus das Urbild des Sohnes, noch irgendein cholerischer Tyrann das Urbild des Vaters. Der hellen und dunklen Möglichkeiten sind viele. Im reichen Beziehungsgewebe zwischen Vater und Sohn springen darum viele Schiffchen, und was sie miteinander zu spinnen vermögen, hat noch niemand voll vorausgesehen.
Bei den Pinguinen scheinen die Söhne weder an einem Oedipuskomplex noch am imaginären Mord ihres Urvaters zu leiden. Auch zimmern die Väter keine moralischen Systeme, die sie vergotten und in denen sie langsam versteinen, so daß sie nichts mehr in dieser Welt zu einem auch nur leisen Zweifel an deren Berechtigung bewegen kann. Die Eltern leben in treuer und offenbar mehrjähriger Monogamie zusammen. Gemeinsam ziehen sie die Kinder auf, die auch in Inzestdingen beneidenswert problemlos und wohlgeboren sind. Cherry Kearton hat diese so grundsympathischen Vögel prächtig geschildert und verfilmt*. Sie zählen zu den geselligsten Tieren, die wir kennen; auf bestimmten Inseln treffen sich zur Brutzeit Millionen Pärchen aus den arktischen Meeren zu gemeinsamem Aufenthalt. Sie mit den menschlichen Kollektiven zu vergleichen, ergibt fruchtbare Ausblicke. Ehepaar lebt neben Ehepaar, sind die Kinder da, so verträgt sich wieder Familie mit Familie. Zum Fischen und Baden bilden sich noch besondere Verbände. Vater und Sohn bleiben weit davon entfernt, sich das Dasein mit tiefsinnigen Mythen zu verdüstern, die so unwahrscheinlich sind, daß deren Anzweiflung gleich als Blasphemie der heiligsten Pinguingüter gerächt werden müßte. Es gibt auch keine vorbereiteten Gruppen, in denen der Volkszorn gegen einen kritischen Freigeist zur Entfesselung bereit liegt. Ist der junge Sohn erwachsen, wählt er sich unter den Millionen Frauen der Insel nicht gerade die Frau seines Vaters zur Gefährtin. Sehr im Unterschied zu den menschlichen Kollektiven, finden sich hier Vater und Sohn auch nicht in exklusiven Männerbünden zusammen, weder zur Askese noch zur Atomforschung, noch in militärischen Bünden. Sie erklären sich nicht periodisch als ein Volk ohne Raum und fallen damit über die Insel der Nachbarn her. Sie leben ein friedliches, ordentliches Leben, nicht ohne Gefahren, nicht immer ohne bitteren Kummer, nicht ohne traurigen Tod. Aber sie komplizieren sich auch das Dasein nicht. Die Grenzen ihrer Instinkte sind die Grenzen ihres Wesens. Sie ahnen kaum, wie tief die Welt gedacht ist und das Leid in ihr.

•

Im Laufe der tierischen Entwicklung droht das männliche Prinzip mehr als einmal unterzugehen. Es stellt in erstaunlicher Verbreitung das schwächere Geschlecht dar. Allein in seiner Geschlechtsfunktion scheint der Zweck seines Daseins zu bestehen. Dafür wird es auch mit besseren Sinnesorganen ausgestattet, es ist beweglicher und meist auch schöner. Der Pfauenmann schlägt sein herrliches Rad, Grillen- und Froschmännchen sind es, die zirpen und quacken. Gelegentlich aber scheint das Leben alles Interesse an diesem Geschlechte zu verlieren. Die Männchen entarten, verzwergen, sie erscheinen nur noch selten, wie bei den Flohkrebsen und den Blattläusen, und schließlich verschwinden sie ganz, wie bei den schon erwähnten Stabheuschrecken. Es geht auch ohne sie. In den geheimnisvollen Mutterfamilien der Honigbienen spielen sie die Rolle eines zu sommerlichem Bedarf herangezüchteten Saisongeschlechtes. Die Drohne des Hochzeitsfluges stirbt augenblicklich nach der Kopulation, ist die «Drohnenschlacht» vorüber, wird selbst die Drohnenbrut aus den Zellen herausgerissen und getötet. So haben sich einst die Amazonen der Knabengeburten entledigt. In der Geschichte des Lebens ist es das Männchen, das um die Gleichberechtigung mit dem Weibchen ringen muß. Bei den höheren Tieren wird diese dann vielfach erreicht, bei vielen Vögeln wie etwa den Pinguinen. Schon bei ihnen beginnt sich die Umkehr anzudeuten, im Harem des Hahnes, später wird bei den Raubtieren und den Menschenaffen das Männchen stärker. Seit Darwins Forschungen gerät hier das Fragen in unabsehbare Tiefen.
Im menschlichen Manne scheint sich das Rätsel des Männlichen überhaupt klären zu wollen. Er löst sich aus den frühen Aufgaben des Lebens heraus und entfaltet seine eigenen. Die ursprünglich für das andere Geschlecht geschärften Sinne stellt er in den neuen Dienst der Erkenntnis. Nicht mehr nur das Weib wird erkannt, sondern die Welt. So läutert sich aus den Sinnen der Sinn: im Manne treibt das Leben seine letzte, weiße, riesige Blüte — den Geist.
Der Aufstieg des Mannes im Reich der Mütter geschah wohl nicht durch welthistorische Schlachten der Waffen, sondern durch den Mut zu inneren Gesichten, die selber übermächtig aufstiegen. Mit neuen Maßen wurde die uralte Ordnung verändert, wo das Neue Frevel schien, versuchte man ihm sakrale Bedeutung zu geben. Der Mann begann, die weibliche Welt männlich zu prägen, zu imprägnieren, wo es nicht anders ging, sie zu entrechten und zu verfälschen. Der Unsichere überschätzte sich, der Schwache tut mächtig, der ohne Geheimnis macht in Mysterien. Die großen Mütter versanken, der geistlärmende Mann ersann sich die Mächte seiner Rechtfertigung. So kamen die großen, zornigen Vatergötter in die Welt, die Gehorsam fordern, jene Haltung, in der oft allein die Reiche der Väter bestehen können. Wo der Gläubige zweifelt, verfällt die Kirche, wo der Soldat nicht mehr gehorcht, zerbricht die Front, wo der Bürger nicht mehr die Treue hält, stürzt der Staat. Es ist überlaute männliche Anmaßung zu meinen, daß damit die Welt einbricht. Wenn die Bauten der Väter einbrechen, werden die Stürzenden doch immer wieder vom mütterlichen Grunde aufgefangen. Adam war kaum einige Stunden auf der Welt, so löste er schon ex cathedra das Rätsel Weib. Wie es der Mann gern tut, gab er seiner persönlichen Meinung eine allgemein verbindliche Form. Diese Voreiligkeit ist das Leiden des Mannes, unsere Welt ist übervoll davon. Was er sagt und tut, das soll in Aeonen nicht untergehen. So baut er Pyramiden aus Stein und Worten und kann auf die Konservatoren unter den seinen rechnen. Dennoch gibt es immer wieder Träger des jungen, des neuen Wortes, das sind die Söhne. In ihnen lebt die Kraft, dem tödlichen Haß der Väter zu trotzen, die jeden verfluchen, der ihnen den Gehorsam verweigert. Keine Frucht ist ihnen zu bitter, wenn sie zur Erkenntnis führt. Nicht im Vergangenen liegt ihnen der Garten des Heils, sondern im Kommenden. Nicht den Vätern wollen sie gehorchen, sondern dem Geiste. Die Welt ist noch jung, weniges erst hat der Mensch in ihr verwirklicht. Wir alle haben darin unsere uralten Gefahren und uralten Hoffnungen.

Wir, ein Geschlecht durch Jahrtausende; Mütter und Väter,
immer erfüllter von dem künftigen Kind,
daß es uns einst erschüttere, später.
Wir, wir unendlich Gewagten, was haben wir Zeit!

(Sonette an Orpheus, XXIV)

* Die Insel der fünf Millionen Pinguine. Stuttgart 1932.

DAS AHNENBILD

Friedrich Hölderlin

Alter Vater! Du blickst immer, wie ehemals, noch,
Da du gerne gelebt unter den Sterblichen,
Aber ruhiger nur, und,
Wie die Seligen, heiterer

In die Wohnung, wo dich Vater! das Söhnlein nennt,
Wo es lächelnd vor dir spielt und den Mutwill übt,
Wie die Lämmer im Feld, auf
Grünem Teppiche, den zur Lust

Ihm die Mutter gegönnt. Ferne sich haltend, sieht
Ihm die Liebende zu, wundert der Sprache sich
Und des jungen Verstandes
Und des blühenden Auges schon.

Und an andere Zeit mahnt sie der Mann, dein Sohn;
An die Lüfte des Mai's, da er geseufzt um sie,
An die Bräutigamstage,
Da der Stolze die Demut lernt.

Doch es wandte sich bald. Sicherer, denn er war,
Ist er, herrlicher ist unter den Seinigen
Nun der Zweifachgeliebte,
Und ihm gehet sein Tagewerk.

Stiller Vater! auch du lebtest und liebtest so;
Darum wohnest du nun, als ein Unsterblicher,
Bei den Kindern, und Leben,
Wie vom schweigenden Aether, kommt

Oefters über das Haus, ruhiger Mann, von dir,
Und es mehrt sich, es reift, edler von Jahr zu Jahr,
In bescheidenem Glücke,
Was mit Hoffnungen du gepflanzt.

Die du liebend erzogst, siehe! sie grünen dir,
Deine Bäume, wie sonst, breiten ums Haus den Arm,
Voll von dankenden Gaben;
Sich'rer stehen die Stämme schon;

Und am Hügel hinab, wo du den sonnigen
Boden ihnen gebaut, neigen und schwingen sich
Deine freudigen Reben,
Trunken, purpurner Trauben voll.

Aber unten im Haus ruhet, besorgt von dir,
Der gekelterte Wein. Teuer ist der dem Sohn,
Und er sparet zum Fest das
Alte, lautere Feuer sich.

Dann beim nächtlichen Mahl, wenn er, in Lust und Ernst,
Von Vergangenem viel, vieles von Künftigem
Mit den Freunden gesprochen,
Und der letzte Gesang noch hallt,

Hält er höher den Kelch, siehet dein Bild und spricht:
Deiner denken wir nun, dein, und so werd' und bleib'
Ihre Ehre des Hauses
Guten Genien, hier und sonst!

Und es tönen zum Dank hell die Kristalle dir;
Und die Mutter, sie reicht, heute zum erstenmal,
Daß es wisse vom Feste,
Auch dem Kinde von deinem Trank.



Der Bildhauer Alexander Zschokke in Basel hat diese zwei Gestalten im Auftrag des Staatlichen Kunstkredites Basel geschaffen. Sie sollen — die Zustimmung aller Amtsstellen und Ausschüsse vorausgesetzt — in Stein gehauen, gegen 5 Meter hoch, ihren Platz am neuen Kollegiengebäude der Universität am Petersgraben finden. Ein Alter und ein Junger, ein Lehrender und ein Hörender, ein Lenker und ein Geführter! Derlei Zusammenhänge kommen angesichts dieser Doppelgestalt einem in den Sinn, vielfältige Ausdeutungen, die jeden nach seiner Art beschäftigen können. Ohne Zwang, vermöge seiner menschlichen Ueberlegenheit und Reife, ist der Aeltere der Geber, und die aufnehmende Hingebung des Jungen ist fruchtbare Schüler-, Sohns- und Jüngerschaft.

Photo Claire Roessiger

Väter und Söhne in der Handschrift

Väter und Söhne, eine Frage und oft ein Konflikt, so alt wie die Menschheit. In den Urtagen der Menschenhorde und ebenso jetzt noch. Nicht in jeder Generation ist das Verhältnis zwischen Vater und Sohn von gleich entscheidender Wichtigkeit, und als offener oder verborgener Konflikt nicht zwischen allen Vätern und Söhnen gleich stark. Dem Eindruck nach stehen die jetzt Zwanzig- bis Dreißigjährigen mit ihren Vätern in ganz besonders scharfem Widerstreit. Nicht, weil die Jungen dieser Generation besonders stark wären, sondern weil sie innerlich besonders wenig selbständig scheinen. Aber das ist nur Eindruck ohne Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Der biologische Erbgang läßt im Vater-Sohn-Verhältnis viele Möglichkeiten offen. Auch der Sohn, der dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten ist, braucht deshalb in seinem inneren Wesen seinem Vater nicht besonders ähnlich zu sein. Umgekehrt kann innere (seelisch-moralische) Wesensverwandtschaft bestehen bei äußerer Unähnlichkeit. Das Kind ist ja nicht halb Vater, halb Mutter, sondern ausgestattet halb von der väterlichen, halb von der mütterlichen Ahnenreihe. Und was wissen wir vom wirklichen Wesen unserer blutsverwandten Vorfahren?

Experimente mit Bewegungsbildern, d. h. mit möglichst schnell, absichtlos und zwanglos ausgeführten Kritzeleien, wie sie z. B. der Arzt A. Steif in Budapest an einem großen Material von Versuchspersonen durchführte, ergaben hauptsächlich zwei hier interessierende Resultate: Erstens bleibt eine solche Kritzelei, Bewegungsbild genannt, bei einer Person im Verlauf ihres Lebens weitgehend gleich, zweitens sind die Bewegungsbilder von Vater und Sohn nur manchmal ähnlich, oft aber illustriert sich auch ein sehr komplizierter Erbgang, wo z. B. ein Großonkel und seine Großnichte fast identische Bewegungsbilder hervorbringen, die dazwischenliegenden Verwandtschaftsstufen aber stark davon abweichende. Was für die Ausdrucks- und Formähnlichkeit dieser Spontankritzeleien gilt, ist in abgeschwächtem Maße auch für die Handschriften zu erwarten, die zwar absichtlicher Veränderung und Verstellung in einem gewissen Spielraum zugänglich sind, ohne daß aber die anlagemäßigen Bewegungsansätze vom Schreibenden dauernd willkürlich verändert werden könnten. Uebrigens ist Erbähnlichkeit und Wesensähnlichkeit nicht dasselbe. Denn ererbte Bereitschaften oder Eigenschaften sind im Wesensaufbau einer Person bald mehr außen, bald mehr innen in ihr Gesamtgefüge eingebaut, so daß z. B. beim Sohn dasselbe als Nebeneigenschaft erscheinen kann, was beim Vater eine Grundeigenschaft ist oder wenigstens scheint. Nach diesen Ueberlegungen werden wir also keine regelmäßig auftretende Aehnlichkeit zwischen den Schriften von Vater und Sohn erwarten, und das aus folgenden Gründen nicht:

1. können Vater und Sohn in ihren dominanten Eigenschaften wirklich weitgehend verschieden sein;
2. können sie der Erscheinung nach verschieden sein, bei innerer Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit;
3. können sie gleich sein auf Grund der gleichen Erbanteile, die in ihrem Wesen (in ihrer Persönlichkeitsstruktur) ähnlich verteilt sind;
4. können sie gleich erscheinen, ohne es doch zu sein, auf Grund von Nachahmung oder auf Grund von unbewußter Einsfühlung (Identifizierung) z. B. des Sohns mit dem Vater. — Die Handschrift wird spät erworben, sie eignet sich also nur bedingtermaßen zur Ermittlung von Erbfaktoren. Vererbt wird, wie die Zwillingsforschung an Handschriften gezeigt hat, vor allem die Art der individuellen Schreibbeschleunigung, das individuelle Schreibtempo. Verschieden dagegen von Generation zu Generation pflegt die verwendete Schulvorlage zu sein, d. h. die vorgeschriebene Formauswahl der Buchstaben, ferner die Wahl

Maintenant vous êtes majeurs
et vous connaissez vos affaires
mieux que moi, c'est donc à vous
à décider ce que vous devez faire.
Si vous ne suivez pas mes conseils
je ne vous en voudrai nullement
et vous n'entendrez jamais de
reproches de ma part.
Sauf imprévu j'espère être
à Zurich dans la 10me de
janv; en attendant bien

❷

❸

donc pas venir à la
maison. Combien de
temps y restez vous encore
Si nous sommes libres
dimanche, j'irai peut-être
à Bâle, mais je ne sais
pas si le Walti y serait.

der Federn und der allgemeine graphische Schreibstil, der jeweilen unbemerkterweise dem Ausdrucksstil der Zeit irgendwie entspricht. Wir gehen also mit wenig Hoffnung auf Ausbeute an die Frage heran, wie Väter und Söhne schreiben. Hier werden, mit Erlaubnis der Schrifturheber oder ihrer Nachkommen, zweimal drei Generationen gezeigt. Je Großvater väterlicherseits, Sohn und Enkel.

Bild ❶ : Großvater, bei der Niederschrift siebenundsechzig Jahre alt. Schrift eines Geschäftsmannes von 1891. Jene Generation behielt noch die gotischen Buchstaben bei. Großzügig (weit), aber doch mit einem Anflug von Resignation (fallende Schlußzüge). Ein intelligentes (Verbundenheitsgrad und -art) dabei gutmütiges (rechtsschräg = zugeneigt und eingestreute weiche Bewegungen), aber auch etwas zu großzügiges Temperament (Ausgiebigkeit der Bewegungen), mit dem Herzen am rechten Fleck. Aber das Geld bleibt nicht bei ihm, er übermarcht (Rechtsränder!) Ein liebenswerter Mensch, der besser eine Unternehmung aufziehen als Erworbenes halten kann. Von Konstitution (die Schriftmerkmale hierfür sind kompliziert und liegen in der Größenproportion der Ober- zu den Kurz- und zu den Langlängen) untersetzt. Größe zirka 170 Zentimeter.

Bild ❷ : Der jüngere seiner beiden Söhne im Alter von sechzig Jahren. Diese Schrift ist mit der ersten bewegungsverwandt. Aber die vielen beschaulichen, phantasievollen Linksläufigkeiten von 1 fallen hier weg. Unternehmungslust und Zügigkeit können sich hier ungehemmt ausleben; ein Mann in größeren Verhältnissen, mit größeren Ansprüchen (Format und Linksrand!) Ein Mann mit sinnlicher Phantasie (Verschmierungen), aber voll abwägender Urteilskraft (Gruppierung der Lettern). Wo 1 höflich-diplomatisch ist (Bindungsform gefeilter Winkel), ist 2 im geschäftlichen Sinne von überlegener Gewandtheit (Faden-Arkade). Auch er ist aber gutherzig und menschlich großzügig (Merkmale wie oben), nur heftiger in seinem Temperament, gutmütig-jähzornig (Schwelldruck). Er ist seinem Vater in Hinblick auf Intelligenz wie auf das Gefühlsleben als ähnlich anzusehen, Kampf der Generationen war hier gering und besteht nicht mehr. Konstitution und Statur sind als ähnlich registriert wie bei 1; das wird durch die Angehörigen bestätigt. Der Sohn ist geschmeidiger als der Vater, zugleich aber um eine Note labiler.

Bild ❸ : Einziger Sohn von 2, dreiundzwanzig Jahre alt, mehrere Schwestern sind vorhanden. Fühlbar vom Vater verschieden, weicher, grüblerisch (Einrollungen). Das Intelligenzniveau ist auf der Höhe des väterlichen, die Auffassungsleichtigkeit zwar etwas geringer (relative Strichschwere), Scharfsinn (Scharfzüge) und grübelnder Tiefsinn dafür gesteigert. In sich gekehrte Grundhaltung (Introversion). Das Gefühlsleben ist tief, schwerblütig und schwer-

mütig (Schriftschwere, tiefgesattelte Girlande). Die zahlreichen Bewegungsverwicklungen sind das Abbild seines in sich verstrickten Gemütes. Dieser Sohn ist weitgehend der Sohn seiner Mutter; die väterlichen Erbanteile, aber auch die Einsfühlung mit dem Vater, oder die Auswirkung des Vaters als Vorbild herrschen nicht vor. Die gute Wirklichkeitsanpassung von Großvater und Vater fehlt. Ein Mensch mit reichem und weichem Gemütsleben; seine Schwermut muß mit Sorge erfüllen. Der tragische Ausgang dieses Lebens rechtfertigt diese nur zu sehr. Auch in der Konstitution Abweichung von 1 und 2; 3 ist größer, mehr vom schlanken Typ.

Bild ●I: Großvater, bei der Niederschrift vierundsechzig Jahre alt. Ein schwieriger Mensch. In seine eigenen Impulse verstrickt (Raumbehandlung). Fanatisch, an der Wirklichkeit vorbeischießend, verwickelt er sich, ohne seine eigenen Triebe und Antriebe zu durchschauen. Ungemilderte Spannung zwischen seinen religiösen Vorstellungen und Forderungen (Oberlängen- und Oberzeichengestaltung) und zwischen seinem faktischen Sein. Bei hohem moralischem Anspruch stolpert er über sich selbst (verklemmte, schubweise Bewegungen, z. B. im Worte Das). Konstruktionen (Arkadentendenz in Winkelschrift) an Stelle der Einsicht in wirkliche Gegebenheiten. Von Konstitution schmächtig und hager, zirka 165 Zentimeter groß.

Bild ●II: Sohn von I, bei der Niederschrift dreiundvierzig Jahre alt. Auch er eine Konfliktnatur, aber weicher, seelisch reicher und differenzierter. Nicht wie I rücksichtslos aufgespalten in Wille und Trieb, sondern aufgerissenen und wunden Gemüts. Herzhafte Ablehnung gegenwärtiger Wirklichkeit, aber empfindsamer Idealismus des Weltfreundes (zarter Strich, nach rechts zielende d-Köpfchen, stark linksschräge Einschläge in den kurzen Grundstrichen = Skepsis, Ablehnung). Die religiöse Problematik hat sich vertieft; II erliegt seinen Impulsen nicht mehr, er lehnt sie ab. Die Wirklichkeitsanpassung wird zur technisierten Scheinanpassung (Druckverlagerung in den nach außen gehenden Links-Rechtsbewegungen). Der Mann macht äußerlich in Beruf und Leben mit, innerlich lehnt er die realen Gegebenheiten ab und hält sich an den Glauben (immaterielle Strichart überhaupt, Ausgestaltung von G). I konnte für II nicht als positives Vorbild dienen, der Vater wirkte aber erzieherisch auf den Sohn durch Erweckung von dessen Anteilnahme für die väterlichen Schwächen, weil der Sohn gemütstief ist und zum Verstehen, ja zum Verzeihen geneigt. Der Sohn II ist aber seine Angst vor der Welt nicht losgeworden (elliptische Quetschung der Rundformen). Statur von I und II sind ähnlich, II ist eine Spur größer.

Bild ●IIIa: Sohn von II, bei der Niederschrift fünfzehn Jahre alt. Etwas robuster, Vorwitz der Flegeljahre, aber brav. «Gstabelig» der aufgezwungenen Schulvorlage gegenüber. Sucht aber gewissenhaft das Vorgeschriebene zu erfüllen (Sorgfalt den Vorschriften gegenüber). Eidetischer Typ (rund anschauliche Schreibweise). Tätigkeitslust der Außenwelt gegenüber (Schriftweite). Vorwitz im Vordergrund (naive Größe und Breite), Befangenheit im Hintergrund (Satzzeichen eng am vorausgehenden Wort). Konstitution etwas größer und derber als bei Vater und Großvater.

●I

●II

Bild ● IIIb: Derselbe mit zweiundzwanzig Jahren. Ueberraschende Annäherung an den Vater, sogar das nach rechtszielende d-Köpfchen findet sich wieder. Das Ganze der Bewegung aber einheitlicher gerichtet, straffer, unproblematischer. Im ganzen besonnen (Wortabstände). Ein disziplinierter Sinnenmensch (Regelmäßigkeit und Strichfärbung), besonnene Einpassung in die Wirklichkeit, ohne ihr doch zu verfallen. Ethische Orientierung (Winkel in Lateinschrift) und religiöser Ernst (Richtung der d-Aufstriche) sind als Erbteil oder als Tradition der Familie ihm verblieben. Der Vater hat durch sein sittliches Vorbild gewirkt, während der Sohn in lebenspraktischen Dingen seinen eigenen Weg einschlägt (geringer Linksrand), wie ihn Großvater und Vater nicht finden konnten.

Die Reihe 1—3 ging also, von der Wirklichkeitsanpassung aus gesehen, von 1 im Aufstieg zu 2, während 3 durch gesteigerte Verfeinerung nicht mehr «realitätsgerecht» zu reagieren vermochte. In der Reihe I—III steigert sich die Sicherheit der Wirklichkeit gegenüber von schwierigen Anfängen bei I, über den labilen Kompromiß zwischen außen und innen bei II, zur besonnenen Einpassung in die Wirklichkeit beim Enkel III. Doch ist der Anpassungsgesichtspunkt nur einer unter anderen und wird dem innersten Wesen eines Menschen nicht gerecht.

Zum Abschluß die Unterschriften von Vater und Sohn, Bild 8: Beide zurzeit ihres siebzehnten Lebensjahrs (Eintragung in ein von beiden benütztes Wörterbuch). Der Vater (oben) voller Sorgfalt, voll genauester Gewissenhaftigkeit (beachte die Detailausführung in der Namensschreibung). Strenge, auf Erfüllung der Gewissenspflichten eingestellte Erziehung bei den Herrnhutern hat hier gewirkt. Es überrascht nicht, den Vater den Apothekerberuf einschlagen zu sehen, was übrigens in seiner Familie schon in sechster Generation geschah. Statur 160 Zentimeter. Ansätze zum Pyknischen. Flüssige Wirklichkeitsanpassung.

Der (älteste) Sohn (unmittelbar darunter) ausgesprochener Bewegungstyp (Unterlängen bei F und bei der Zahl 7), aber ebenfalls sehr genau. Er zwingt sich zur Disziplin und versucht in der Ausgiebigkeit seiner Bewegungen die starken inneren Spannungen zu entladen, die der Vater in seine Arbeitsleistung gleichmäßiger aufgeteilt hatte. Konstitution des Sohnes athletisch, Größe 175 Zentimeter. Wie der ausfahrende Schlußzug (im r) demonstriert, kann es der Sohn bei der bewegungsarmen Tätigkeit des Apothekerberufes, den er zuerst aus Pflichtgefühl und aus Identifizierung mit dem inzwischen verstorbenen Vater ergreift, auf die Dauer nicht aushalten. Er ist Sportsmann und wird Berufsoffizier in einer berittenen Waffe. — Diese kleinen Illustrationen zum Vater-Sohn-Problem sind bescheidene Hinweise für einen besinnlichen Betrachter. Sie streifen nur eine der tiefsten Menschheitsfragen, deren religiöser Ausdruck das Verständnis des «Menschensohnes» wäre; denn auch Gott hat einen Sohn.

F. A. Pulver/68.
F. O. Pulver/97.

● III a

● III b



FRITZ PAULI: Selbstporträt des Künstlers mit seinem Söhnchen Manuel. Amden 1934. Photo A. Pauli

Vater und Sohn vom Gesichtspunkt der Vererbung aus

PROF. DR. MED. E. HANHART

Die Annahme, daß Väter und Söhne einander besonders gleichen müssen, beruht auf der unrichtigen Vorstellung, wonach dem väterlichen Erbe ein größerer oder gar ausschließlicher Einfluß zukomme. Die tägliche Erfahrung spricht öfters eher im gegenteiligen Sinne; denn es zeigt sich mindestens ebenso oft, daß die Söhne den Müttern und die Töchter den Vätern nachschlagen. Da unsere Erbanlagen so gut wie einzig durch gewisse kleinste Teilchen der Kernsubstanz in den Geschlechtszellen — Samenfaden und Ei — bestimmt sind, und jene Anlagen, die mit den die Geschlechtsmerkmale bedingenden zusammen vererbt werden, beim Manne stets nur von der Mutter herstammen, beim Weibe jedoch von Vater und Mutter, ließe sich letzteres eher erklären, wenn wir — was leider noch nicht der Fall ist — besser über die Lokalisation der normalen Erbfaktoren Bescheid wüßten. Auf jeden Fall dürfen wir niemals, wie dies seitens oberflächlicher Genealogen geschieht, den mütterlichen Anteil vernachlässigen und nur die bequemer festzustellenden männlichen Linien verfolgen. Ueberall, wo ein Sohn «ganz der Vater» zu sein scheint, muß dies auch an der Mutter liegen, die dann ähnliche Anlagen — wenn auch nicht ohne weiteres erkennbar — zu haben pflegt. Die aus den Verhältnissen in seiner eigenen Familie von Schopenhauer abgeleitete Regel, daß der Sohn seinen Charakter vom Vater und seine Intelligenz von der Mutter erbe, widerspricht den Gesetzen der Erbbiologie und läßt sich leicht durch zahlreiche Beobachtungen widerlegen. Zweifelsohne gibt es Begabungen, namentlich auf mathematischem und musikalischem Gebiet, die sich mit seltener Durchschlagskraft durch mehrere Generationen vererben, jedoch kaum nur jeweilen von den Vätern auf die Söhne.

Die beispiellose Häufung von musikalischem Talent in der Familie von Joh. Seb. Bach erklärt sich zum großen Teil daraus, daß fast alle zugeheirateten Frauen als Töchter von Musikern zur Mehrung und Festigung dieser sich aus zahlreichen Komponenten zusammensetzenden Kunstveranlagung beitrugen.

Der Mazedonierkönig Alexander der Große verdankt seine Genialität sicher nicht nur seinem bedeutenden Vater Philipp, sondern auch seiner Mutter, der ehrgeizigen und leidenschaftlichen Olympias. Publius Cornelius Scipio, der große römische Heerführer und Hervorragendste aus dem berühmten Geschlechte der Cornelier, vererbte sein Genie durch seine verehrungswürdige Tochter Cornelia auf deren Söhne, die beiden ebenso unsterblichen Gracchen. Bei Julius Cäsar sind die Mutter, ferner seine Tochter Julia und seine Nichte Atia, die Mutter des Kaisers Augustus, als ihm am ehesten geistesverwandt zu nennen.

Wenn große Männer ihnen nach Geist, Temperament und Charakter ebenbürtige Frauen wählen, kann sich ihr seltenes Erbe an Begabung und Leistungsfähigkeit erhalten, ja sogar noch steigern bis zum eigentlichen Genie, das freilich immer einen ganz unwahrscheinlichen Glücksfall darstellt, dessen Wiederholung um so weniger erwartet werden darf, je mehr sich damit — wie bekanntlich so oft — krankhafte Wesenszüge verbinden. Weit häufiger als die direkte Aufeinanderfolge großer Begabungen in Vater und Sohn, ist die indirekte in Großvater und Enkel. So bei dem Frankenkönig Karl Martell, dem Besieger der Araber bei Tours und Poitiers Anno 732, dessen Sohn Pipin der Kleine zwar auch tüchtig war, aber ganz von dem Enkel, Karl dem Großen, überschattet wird. Aehnlich steht es mit Cosimo Medici, dem Vater des Vaterlandes, d. h. Retter von Florenz, und seinem Enkel Lorenzo il magnifico.

Ein schönes Beispiel für Genialität bei Vater und Tochter bieten die Schwedenkönige Gustav Adolf und Christine, welch letztere die ersten Gelehrten ihrer Zeit, Descartes und Grotius, an ihrem Hofe hatte. Auch der Minister Necker und seine Tochter, Madame de Staël, eine der berühmtesten Schriftstellerinnen des damaligen Europas, sind hier zu nennen.

Daß große Väter gleich bedeutende Söhne haben, ist geradezu auffallend selten. Der Fall der beiden britischen Premiers William Pitt, von denen der jüngere schon mit 25 Jahren als Rivale von Fox zur Regierung gelangte, erklärt sich daraus, daß sein Vater als Gattin eine Grenville hatte, aus deren Familie 12 hervorragende Männer stammen. Am ehesten vererbt sich noch eine hohe Begabung zu Kunst und Wissenschaft vom Vater auf den Sohn; es sei hier an die großen Renaissancemaler Filippo und Filippino Lippi, an Tizian und seine Söhne sowie an die beiden Holbein erinnert, weiter an die Mathematikerfamilien Bernoulli und Euler, die beiden Berner Gelehrten Haller, die Genfer Botaniker de Candolle, die beiden de Saussure und die berühmten englischen Ingenieure Georges und Robert Stephenson.

Nicht verschwiegen sei, daß sich mit gleicher Treue auch verhängnisvolle Anlagen von Vater auf Sohn vererben können, nämlich solche, die trotz bester Umweltsverhältnisse zwangsläufig zum Verbrechen führen; sie sind jedoch glücklicherweise weit seltener als die Veranlagungen zu durchschnittlichem sozialem Verhalten. Meist wirkt hier die unselige Neigung derartig Enterbter fatal, sich wieder mit ähnlich Minderwertigen zu verbinden, womit dann das Trugbild einer von innen heraus schicksalsmäßig fortschreitenden Entartung geschaffen wird, wie wir es in der von dem Bündner Psychiater Jörger geschilderten Familie «Zero» und in Romanen von Emile Zola und von Thomas Mann («Buddenbrocks») finden.

Gleich selten sind leider aber auch die ebenfalls auf rein vererbter Anlage vorkommenden höheren ethischen Begabungen. Mit unserem großen Historiker Jakob Burckhardt müssen wir feststellen, daß nichts in der Geschichte seltener ist als menschliche Größe. Es muß und darf dies indessen nicht immer so bleiben, und wir wissen heute, wie viel durch eine Auswahl des besten Erbgutes erreicht werden kann. Mit dieser viel tausendfach nachgeprüften Erkenntnis ist unsere Verantwortung mächtig angestiegen, in gleichem Maße aber auch unsere Zuversicht auf eine endliche Verwirklichung des alten Völkertraums von einer bessern Welt.

Seite 28: Vater und Tochter in einem Appenzeller Bauernhaus.
Seite 29: Derselbe appenzellische Vater mit dem Sohn. *Photos Werner Bischof*





Die Gleichnuß Von Dem Verlohrnen Sohn:

Versuch einer psychologischen Deutung

Luc. 15. v. 11.---32.

11. Vnd er sprach: Ein Mensch hatte zween Söhne:

12. Vnd der jüngste unter ihnen sprach zum Vatter: Gib mir/ Vatter/ das Theil der Güther/ das mir gehöret. Vnd er theilet ihnen das Guth.

13. Vnd nicht lange darnach sammlet der jüngste Sohn alles zusammen/ und zog ferne über Land/ und daselbst bracht er sein Guth umb mit Prassen.

14. Da er nun alle das seine verzehret hatte/ ward eine grosse Theurung durch dasselbige gantze Land/ und er fieng an zu darben.

15. Vnd gieng hin/ und hänget sich an einen Bürger desselbigen Landes/ der schickte ihn auff seinen Acker/ der Säue zu hüten.

16. Vnd er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Trebern/ die die Säue assen/ und niemand gab sie ihm.

17. Da schlug er in sich/ und sprach: Wie viel Taglöhner hat mein Vatter/ die Brod die Fülle haben/ und ich verderbe im Hunger?

18. Ich will mich auffmachen/ und zu meinem Vatter gehen/ und zu ihm sagen: Vatter/ ich habe gesündiget im Himmel und vor dir.

19. Ich bin fort nicht mehr werth/ daß ich dein Sohn heisse/ mache mich als einen deiner Taglöhner.

20. Vnd er machte sich auff/ und kam zu seinem Vatter. Da er aber noch ferne von dannen war/ sahe ihn sein Vatter/ und jammerte ihn/ lieff und fiel ihm umb seinen Hals/ und küsset ihn.

21. Der Sohn aber sprach zu ihm: Vatter/ ich habe gesündiget in den Himmel/ und vor dir/ ich bin fort nicht mehr werth/ daß ich dein Sohn heisse.

22. Aber der Vatter sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor/ und thut ihn an/ und gebet ihm einen Fingerreiff an seine Hand/ und Schuh an seine Füsse.

23. Vnd bringet ein gemästet Kalb her/ und schlachtets/ lasset uns essen/ und frölich seyn/

24. Dann dieser mein Sohn war todt/ und ist wieder lebendig worden/ er war verlohren/ und ist funden worden. Vnd fiengen an frölich zuseyn.

25. Aber der älteste Sohn war auff dem Felde/ und als er nahe zum Hause kam/ höret er das Gesänge und den Reigen.

26. Vnd rieff zu sich der Knechte einen/ und fraget/ was das wäre?

27. Der aber saget ihm: Dein Bruder ist kommen/ und dein Vatter hat ein gemästet Kalb geschlachtet/ daß er ihn gesund wieder hat.

28. Da ward er zornig/ und wolt nicht hinein gehen. Da gieng sein Vatter herauß/ und bat ihn.

29. Er antwortet aber/ und sprach zum Vatter: Siehe/ so viel Jahr diene ich dir/ und habe dein Gebott noch nie übertretten/ und du hast mir nie einen Bock gegeben/ daß ich mit meinen Freunden frölich wäre.

30. Nun aber dieser dein Sohn kommen ist/ der sein Guth mit Huren verschlungen hat/ hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet.

31. Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn/ du bist allezeit bey mir/ und alles/ was mein ist/ das ist dein.

32. Du soltest aber frölich und gutes Muths seyn/ dann dieser dein Bruder war todt/ und ist wieder lebendig worden/ er war verlohren/ und ist wieder funden.

Psychologisch betrachtet, ist «Die Geschichte vom verlorenen Sohn» ungemein fesselnd. Sie hat denn auch, seit bald zwei Jahrtausenden, immer wieder erste Geister der Menschheit angezogen, und es sind ganze Bücher über dieses eine Gleichnis geschrieben worden. Einer dieser theologisch interessanten Deutungen, die allein 283 Seiten zählt, wurde unser voranstehender Gleichnistext entnommen. Das Deutsch dieses JOHANNES D'OUTREIN von 1597 ist von prachtvoller Frische. ANDRE GIDES sensitive Dichtung, von Rilke mit innerster Anteilnahme übertragen, zeigt aus unserer Zeit ein Beispiel der dauernden Auseinandersetzung mit der überzeitlichen Legende. Weisen wir noch auf den selbstbildnishaften Stich von DUERER hin, auf das wahrhaft erschütternde Alterswerk von REMBRANDT in der Eremitage zu Leningrad, wo der

DER VERLORENE SOHN. Federzeichnung aus einem «Speculum humanae salvationis» (clm. 146) aus dem Johanniterkloster «Sletzstat» (1324)

Filius prodigus reversus de regione longinqua. Luce 15. · David



Hec idem innuit dominus per quandam parabolam
Que scilicet dicitur de filio prodigo secundum lucam

Quosdam ...
Isto modo fil...

blinde Vater den vor ihm knienden Sohn mit zitternden Händen tastend segnet, so ist über vier Jahrhunderte hinweg die große geistige Linie gezogen. Schon in der modern anmutenden Federzeichnung einer lateinischen Handschrift aus dem Johanniterkloster zu «Sletzstat» im Elsaß, aus dem Jahre 1324, liegt aber die Erzählung auf das letzte Wesentliche vereinfacht vor uns. Worin beruht nun die sich immer wieder erweisende Anziehungskraft dieser christlichen Gleichnisdichtung? Der Psychoanalytiker – es sind gewiß auch andere Deutungen noch möglich – sieht darin ewiges Schicksal des Mannes gezeichnet, das sich in jeder individuellen Einzelexistenz wiederholt. Ein Sohn flieht den Vater und findet in der Welt – also suchte er sie doch wohl – Dirnen und Not des Körpers und der Seele und dann – den Weg zurück zum Vater. Verwehrte ihm dieser die Erfüllung dessen, was er suchte? Verließ er ihn deshalb, weil er etwas zu finden hoffte, was ihm zu Hause verwehrt wurde? Immer wieder sträubt sich unser Widerstand gegen Erkenntnis dagegen, daß es die Mutter ist, nach welcher der Sohn verlangt, und dennoch gelangt die analytische Seelendeutung auf diese Spur. Zwar steht in der Dichtung selber kein Wort von der Mutter. Psychologisch verstanden, will das heißen: sie ist völlig aus der Erzählung verdrängt. Gerade diese «Verdrängung» erweist ihre schlüsselhafte Bedeutung! Im tiefsten Grunde seines seelischen Geschehens flieht der Sohn ihretwegen den Vater und sucht bei den Dirnen Ersatz seiner ursprünglichsten kindlichen Liebessehnsucht. Dieses höchste Liebesziel eines guten Sohnes, die Mutter, ist immer unerreichbar. Die Mutter ist tabu und muß es auch sein, da sie ja des Vaters ist! Im griechischen Mythos erschlägt Oedipus seinen Vater und freit die Mutter. Im christlichen Mythos flieht der Sohn den Vater, wegen seiner Liebe zur Mutter und aus Liebe zum Vater, und findet darum gerade wieder die besondere Liebe seines Vaters. (Der ältere Sohn in der Erzählung ist von sekundärer Erfindung und Bedeutung, ursprünglich.) Der heimgekehrte Sohn hat die wichtigste Liebes- und Lebensprüfung bestanden: Anerkennung des Vaters und Verzicht auf die Mutter! Nur so wird der Sohn reif zu eigener Väterlichkeit. Dem Heimgekehrten schenkt denn auch der Vater Ursymbole des Ehebundes: den Ring, in den das Glied des Fingers paßt, die Schuhe, die den Fuß weich umschließen, das purpurrote Gewand, das die nackte Säule seines Leibes und seiner Seele mit Liebe umkleidet. — Die theologisch-typologische Betrachtungsweise der Jahrhunderte vergleicht den Sohn mit dem verlorenen Schaf, dem Groschen im Staub usw., aber auch mit dem armen Lazarus, der vom Reichen zum Haus hinausgeworfen wurde. In diesem Vergleich erscheint das Bild des Vaters in zwiefacher Uebersetzung: als Gottvater, der den armen Menschensohn zu Gnaden aufnimmt, aber auch als grausamer Lebelüstling, der Verdammung verdient. In dieser Gedankenparallele zum Vater des verlorenen Sohnes weist sich noch ein starker Rest einer ursprünglichen Sohns-Kritik am Vater. — In einem schönen Bilde GLEYRES führt, aus tiefstem Erfassen und Verstehen des seelischen Grundgehaltes der «Geschichte vom verlorenen Sohn», der Vater den schuldbeladenen Sohn wieder in die Arme seiner Mutter. Aber der Vater steht, nach wie vor, zwischen Sohn und Mutter. — Es ist die Tragödie eines jeden «verlorenen Sohnes», daß er nicht Oedipus geworden. Es ist die Größe eines jeden «verlorenen Sohnes», daß er seine Mutter und seinen Vater, im Geiste, geliebt hat. Die ursprüngliche Symbolkraft dieses Liebesbundes ist so stark, daß der verlorene Sohn selbst zum Symbol des Menschen überhaupt wird, sein Weg zum menschlichen Lebensweg schlechthin, sein Vater zum Vater der über alle Menschen herrscht: zu Gott-Vater. In diesem Bund ist wiederum die Mutter ausgeschlossen.

DR. WERNER Y. MÜLLER









Aus einer italienischen Bilderbibel. (Originalformat)

ROBERT ZÜND: Der verlorene Sohn. Oel. Oeffentliche Kunstsammlung Basel. Farbphoto Hans Hinz







Das Kinderhaus

ERZÄHLUNG VON HANS RUDOLF BALMER

Der Regen fiel, wie er den Soldaten mißfällt: in feinen Schauern, vom Bergwind ins Gesicht gepeitscht und durch die Kleider geblasen. Aber das Ziel schien erreicht, und das war schon wie Sonne. Ein paar Wegkehren tiefer lag das Haus, in dem wir für zwei Tage Wohnung zu nehmen hatten. Ueber den aufgeweichten Weg zogen wir ihm entgegen, mit dem eigentümlich erwartenden Gefühl, das uns jedesmal ankam, wenn wir in Gegenden marschierten, die schon viele Soldaten gesehen und an Häusern Einlaß begehrten, die schon manche Abteilung beherbergt hatten. Noch immer zwar hatte man uns aufgenommen, und wo die Gastfreunde selber keinen Mangel litten, hatte uns bisher nichts gefehlt. Dennoch wissen wir, daß unsere Bitte groß ist. Denn Soldaten bringen Kot und Lärm mit herein, die Nacht mit ihnen zubringen, heißt, sich mit dem Regellosen im geordneten Haushalt abzufinden. Auf dem Gesicht des Bauern, der den Angekommenen die Scheune zuweist, in der sie nächtigen können, liegt außer der freudigen Erinnerung an seine eigene Kavalleristenzeit gar oft auch ein Zögern, das er nur aus einer Kraft heraus besiegt, die tief unten in ihm ruht und nur in Zeiten großer äußerer Not angerufen wird. Die Bedrängnis ist jetzt da, und wenn sich zur Nachtzeit Bauer und Soldat auf der Schwelle treffen und die Wohnung zu teilen sinnen, dann ist es schon so, daß er weiß, was er tut.

So wollten wir es denn als ein besonders gutes Zeichen deuten, als uns, kaum daß wir von dem Bauernhaus her eingesehen werden konnten, eine Schar halbwüchsiger Buben lärmend und lachend entgegengeeilt kam und uns im Augenblick umringte. Ihnen schien der Novemberregen nichts anzuhaben; barfuß, in Hemd und Hose, begannen sie um uns herumzutanzen und sich um unsere Tornister und Gewehre zu streiten. Wer vermag begeisterten Jungenherzen beizubringen, daß die Packung zu schwer und die Waffe kein Ding für Kinderhände sei? Als wären sie es seit langem gewohnt, nahmen sie die Lasten auf, jauchzten vor Begeisterung und verschwanden im Haus.

Als wir uns endlich der nassen, steifen Zeltbahnen entledigt, die Glieder gestreckt und das triefende Haar aus der Stirn gewischt hatten und unter die Stubentür traten, stießen wir auf ein Bild, das wir trotz unserer Ungeduld nicht erwartet hatten. Die Tür war wohl niedrig; wir mußten uns erst bücken, ehe wir vortreten konnten. Aber das Zimmer war weit. Nicht von jener drückenden Schwermut, die oft solche Bauernstuben mit gefangener Luft füllt. Hier wartete buntes Leben auf uns. Hinter dem Tische saßen, eng aneinandergedrückt, einander über die Schultern gebeugt, auf den Knien hockend, sechs Knaben, schalkhaft stillhaltend, um unsere Ueberraschung abzuwarten. Und hinter uns, an der gegenüberliegenden Wand, durch ein halb unterdrücktes Lachen verraten, noch einmal ein halbes Dutzend Brüder, die sich auf unseren Säcken niedergelassen hatten. Wir wollten belustigt nähertreten, doch da löste sich einer der Knaben, offensichtlich der älteste unter ihnen, aus der erregten Umklammerung der vielen Bubenarme, sprang auf, stellte sich vor uns hin und legte ernsthaft die Hand an seinen krausen Schopf. Eine stramme Bewegung schnellte durch seinen sehnigen Körper, daß er schön vor uns stand in seiner jungen Kraft:

«Korporal, Ihr seid willkommen. Das hier sind meine Brüder!» Und er begann, uns ihre Namen aufzuzählen. Jedesmal, wenn er einen nannte, leuchtete eins der Gesichter auf, daß wir erraten sollten, wer gemeint war. Alle Namen, die man hierzulande über die Straße rufen hört, waren beisammen, die Patrone der Almen und die Schutzheiligen aus allen umliegenden Kapellen hatten hier zu Gevatter stehen müssen. Am Ende besann sich der Junge. Er schien die Köpfe zu zählen. «So, das wären sie alle. Und ich, ja mich heißen sie Toni.»

«Der Rebmattentoni», kicherte der Kleinste und gab sich Mühe, das lange Wort über seine trägen Lippen zu bringen.

Nun war die Reihe an uns. Wie lange wir bleiben wollten, und was wir mit den grünen Kisten, unsern Apparaten, im Sinne führten, war den neugierigen Fragern nicht lange vorzuenthalten. Schwieriger schien es ihnen, uns, da wir alle den gleichen, grauen Kittel trugen und eine Sprache redeten, die neben ihren wohlklingenden Ergüssen wie das Krähen eines hochgestelzten Ackervogels einherging, auseinanderzuhalten. Immer wieder zog einer den andern in die Ecke. Dort deuteten sie mit dem Finger auf uns und sagten sich die Namen vor. Am hartnäckigsten aber waren sie darauf aus, uns das Geständnis abzulocken, ob wir singen könnten. «Ihr könnt alles haben, aber singen müßt ihr!» setzte Toni unsern Ausflüchten ein Ende.

CHARLES GLEYRE: Die Rückkehr des verlorenen Sohnes, Eigentum der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Musée des Beaux-Arts Lausanne

Dann mußten wir singen, und das fiel so seltsam über uns her. Da saßen wir auf dem breiten Ofen, umringt von Kindern, die jedes Wort von unsern Lippen lasen, und sangen Lieder, die in unseren Reihen sonst nicht mehr laut wurden. Plötzlich waren sie wieder da, und wir mußten uns nicht erst besinnen, woher sie kamen. Zu offensichtlich hatte sich das Leben um uns eingefunden, wie es einstens war. Da wir den Weisen noch vertrauten und die Fabeln guthießen, die wir uns im Kehrreim wiederholten. Dieses gläubige Leben, das aus den hellen Augen hervorschaut, die gesunden Wangen rötet und das struppige Haar allen Kämmen widerstehen läßt. Das in den hundertmal geflickten Kleidern



zappelt, in den endlos mit sich beschäftigten Händen treibt, mutwillig den Kopf zurückwirft und dann plötzlich hell auf einer kleinen Stirn stillesteht, als ob es schon zu grübeln wüßte; dann aber froh auflacht, weil es doch noch keine Frage unlösbar erfindet. Und wenn wir ein Lied anstimmten, das auch diesen freien Kehlen gewohnt war, dann sprangen ihre hohen Stimmen ein und übertönten unsern schwerfälligeren Gesang, daß wir unter ihnen waren wie ihresgleichen und wieder von vorn begannen. Ihr Lied hat ja kein Ende. Meine Hand fuhr über das wilde Haar des Jungen zu meinen Füßen. Er schaute auf, seine Augen leuchteten und hielten meinem Blick stand. Nein, der mißtraute noch nicht.

Endlich begannen wir, uns für die Nacht einzurichten. Es war vorauszusehen, daß wir uns nicht hinzustrecken, sondern Stunde für Stunde vor den Leuchtziffern unserer Geräte zu sitzen hatten, auf die ferne Stimme zu achten, die uns Weisung und Nachricht brachte. Die Buben hatten im Augenblick verstanden. Sie schleppten Stühle und Kisten herbei, jagten im Haus umher, uns alle die kleinen Dinge herbeizuschaffen, für die man im Manöver besonders dankbar ist. Vielleicht spielten sie Soldaten, und wir waren ihre großen Generäle. Sie nahmen ihren Dienst so feierlich ernst, daß wir selber kaum Hand anzulegen brauchten. Und das, woran wir immer erst am Ende denken konnten, hatten sie uns vorweggenommen: Als wir wieder in die Stube hinuntertraten, hatte Toni einen Kaffee über das Feuer gesetzt und aus den verborgenen Schränken die Köstlichkeiten des Bauern hervorgeholt. Das gab ein fröhliches Abendbrot.

Doch nun blickten sich die Knaben verstohlen an. Sie verstummten plötzlich und krochen vom Tisch herunter. Uns war der Schritt auf der Diele kaum aufgefallen, sie kannten ihn. Der Vater stand unter der Tür.

Erst jetzt fiel uns auf, daß uns noch kein Erwachsener begegnet war, und insgeheim fragten wir uns, ob nun der herzlich überschwengliche Empfang wohl widerrufen werde. Aber schon reichte uns der Bauer seine Hand. Wir schlugen ein und rühmten die Bewirtung seiner Söhne. Ja, das sei eine muntere Schar. Wir sollten ihr wehren, wenn sie uns ins Gehege komme.

Wir sahen sogleich, daß die Gesichter der Kinder in diesem sonnenverbrannten Kopf des Vaters ihr untrügliches Vorbild hatten. Sein Bart war schon ergraut, aber Stirn und Augen verrieten ein junges Herz, und der lachende Mund schien nur gute Worte sagen zu können. Wenn er redete, klang es wie alte Weisheit, zu der man tageweit hinpilgert. Jedes Wort, das er zu den geringen Dingen des Tages sprach, verdeutlichte uns, daß er längst alles auf der Welt ausgewogen. Und daß es Gewicht hatte und nicht mit Gold zu ersetzen war, wurde in dem zärtlichen Blick offenbar, mit dem er dann und wann, still lächelnd, seine Knaben umfing, die nun auf der langen Eckbank hübsch still beisammen saßen und uns wie die alleinigen Gäste des Vaters betrachteten.

Nur Toni blieb am Tische sitzen. Er schien den Stolz des Vaters auszumachen, der zu Hause nach dem Rechten sah, derweil der Alte, von einer uns nicht verborgenen Not getrieben, für fremde Rechnung im Holzschlag arbeiten ging.

«Bestimmt will ich ein guter Dragoner werden», gab er auf die Frage des Vaters bekannt. Und nach der Anstrengung, die er sich zu unserm Wohlbefinden hatte kosten lassen, mochten wir ihm eine solche Aussicht wohl verheißen. Das ließ ihn ermuntert aufblicken, zugleich aber auch ein unschwer zu mißdeutendes Gesicht vorkehren, weil ja noch so viele Jahre bis dahin vergehen mußten.

Wiederum hörte man Schritte die Treppe heraufsteigen. Dieses Mal trat die Mutter herein. Ihr mußte die unerwartete Einquartierung am Ende die größte Mühe bereiten.

«Ach, sieh da!» rief sie aus, und wir blickten in das Gesicht der Frau, von der wir wußten, daß sie all diesen zappligen Buben Mutter sei. Das Opfer war nicht spurlos an ihr vorbeigegangen, niemand sagt das, aber die Züge, die es zurückließ, stellte sie in die Reihe jener Adligen, die von jeher auserwählt waren, dem Volk seine Hoffnung zu geben. Uns war, wir säßen ganz anderswo. So, wie wir uns immer zu Hause wähnen, wenn wir uns von der Seite beobachtet finden und wissen, daß uns ein mütterliches Auge sucht.

Sie hieß sogleich die Kinder zur Musterung antreten, und dann war es still im Haus. Wortlos, ein Geschenk zu empfangen, weder von uns abgehalten noch uns zum Schauspiel, traten sie vor den Vater hin, der sich ihnen zuwandte und die unbeschwerten Stirnen mit seiner harten Hand segnete. Dann riefen sie uns alle gute Nacht zu, und es schien, als wäre ein Glanz aus dem Zimmer gegangen.

Im Kreise der Männer wurde die Frage hin und her geworfen, die jetzt immer hervorbricht, wenn drei oder vier zusammen-

sitzen. Wie lange noch? Was? fragt einer und sinnt noch eine Weile lang nach, wie er das habe fragen können. Wozu? sagt der Jüngste, den man vom Lehrmeister weggeholt hatte. Aber alle sind da.
Unterdessen hatte die Frau ihren Aeltesten zur Seite genommen. Er mußte ihr Rechenschaft geben über den Tag. Und da war nun freilich ein Ereignis eingetroffen, mit dem sie nicht gerechnet haben konnte, als sie ihm die Geschäfte des Hauses auftrug. Ein Blick in die Küche schien sie unterrichtet zu haben, daß nicht alles in der Ordnung lag, die einem guten Dragoner wohl anstünde. Und sie vollzog, was jede Mutter mit ureigenstem Recht auf solche Vernachlässigung folgen läßt. Nur hätte sie vielleicht, wenn sie den Burschen bei unserer Ankunft gesehen, das kleine Gericht vor unsern Augen verborgen.
Denn dem Jungen stieg nun das Blut in den Kopf, eine wilde Kraft begann in seinen Gliedern zu schlagen. Er verkrampfte seine Hände in ein Holzscheit, das er schnell vom Herd nahm, und wandte uns den Rücken zu. So sahen wir nur das heftige Aufrütteln, in dem er seinem Schmerz nachgab und sich zugleich wieder zur aufrechten Haltung aufzwang. Manchmal stieß er mit seinem Aermel über die Stirn und erschrak, wenn er sah, wie sein Schatten durchs Zimmer fuhr und ihn verriet. Die Mutter hängte ihm einen Lappen über die Schulter, und dann griff Toni, ohne ein Wort einzuwenden, nach den Tellern. Als er sich uns wieder zuwandte, glänzten seine Augen. Er hielt an sich, und als seine Empörung loszubrechen drohte, seine Scham, vor uns und gerade vor uns geohrfeigt worden zu sein, in flammender Röte über sein Gesicht fuhr, da kam ihm einer von uns zu Hilfe und trug ihm einen Botengang zum nächsten Krämerladen auf. Die Mutter fügte einen Wunsch bei, und nun war er vor uns wieder in seine Kraft eingesetzt. Er nahm die Pelerine vom Nagel, hängte sich einen Tragkorb um und wünschte eine gute Nacht.

·

Wir hatten die Wachen ausgelost. Zu zweit saßen wir nun vor dem Empfänger und horchten auf das strömende Geräusch in der Muschel. Dann und wann suchte uns eine undeutliche Stimme. Alles in Ordnung.
Der Regen trommelte unablässig auf die Ziegel. Unendlich träge rückte der Zeiger über die Striche am Zifferblatt. Mein Kamerad hatte die Arme über den Knien verschränkt und seinen Kopf darauf gelegt. Mir war, er schliefe. Doch da sagte er leise:
«Du?» — «Ja.»

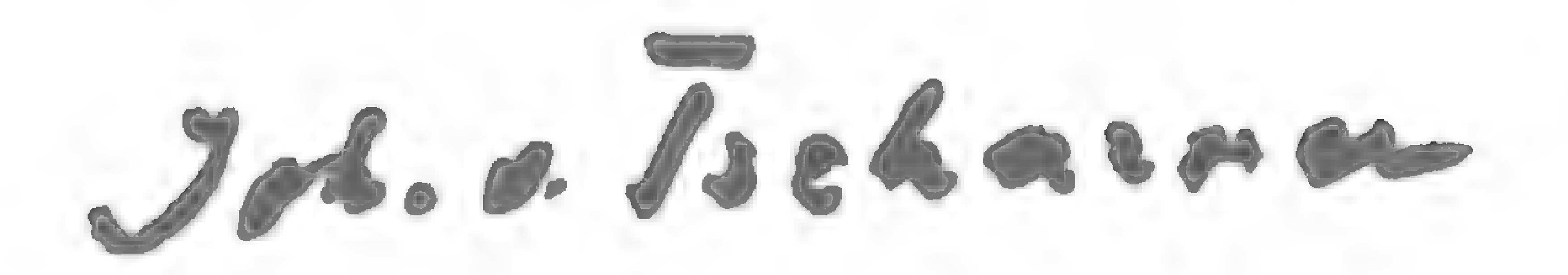


«Gehören sie alle zusammen?»
«Die Kinder? Ja doch.»
«Weißt du, ich habe nie an Wunder geglaubt?»
«Scheint dir nun eins geschehen? Hier ist das alltäglich, und wenn du willst, auch natürlich.»
«Daß du das sagen kannst! Meinst du, was wir heute sahen, setze uns ins Unrecht, wie wenn wir wider die Natur lebten?»
Ich besann mich erst. Doch da rief uns die andere Station an, und der Kamerad gab die immer gleiche Antwort. Er drehte unwirsch aus.
«Lüge; alles in Ordnung. Mir scheint es eben nicht danach.»
Er sprach. Ob ich ihn anhörte oder nicht, wenn's nur einmal gesagt werden konnte. Wie der Toni ihn an seinen eigenen Sohn erinnert. Man ist jetzt schon lange von zu Hause weg; aber gerade so muß er aussehen. Nur blässer und zu wenig stolz, sich an einer Rüge zu verwunden. Man tut alles für sein Kind. Jetzt aber, aus der Ferne besehen, wo einem plötzlich ein strammer Junge vors Gesicht kommt, will einem scheinen, man hätte das Falsche versucht. Man sieht vielleicht nicht deutlich genug; aber da ist einem plötzlich, man hätte aus lauter Sorgfalt einen Glaskasten um den Knaben herumgebaut, den er ja nicht zerbrechen darf. Und wie allein er da drinnen ist!
Ich wollte einwenden, Stadtkinder fühlten sich dennoch wohl. Aber er nahm nicht an.
«Sage nun nicht, er wüßte nichts anderes. Wenn ich ihm ins Gesicht schaue, Herrgott, es ist lange seit dem letzten Mal, dann scheint mir, er wüßte es sehr genau, daß wir ihm etwas vorenthalten, an dem er zufriedener werden müßte als an all seinen Eisenbahnen und Rollschuhen. Das Kind weiß ohnehin alles besser als wir. Ich selber, ich weiß es erst jetzt.»
Und das war wohl richtig. Diese Kinder hier waren sehr anspruchslos. Weil weder Vater noch Mutter ihre eigenen, fremden Ansprüche an sie herangetragen hatten und sie an nichts anderes hielten als an ihre Natur. So mußte uns freilich der Vergleich erschrecken, uns, die wir längst alle Dinge mit unserm Begehren in Anspruch genommen und sie unsern Kindern zuhalten wollten, auch wenn sie sich in ihren Händen fremd und alt ausnahmen. Dieser Rebmattenjugend freilich würden die Namen fehlen, die gepriesenen Vorzüge ihrer Altersgleichen in der Stadt auch nur aufzuzählen; ihr unüberbietbarer Vorzug indessen trat uns in ihrer wirbelnden Schar unvermutet entgegen. Ihr Lachen war kindliche Heiterkeit, ihr Aufweinen ehrliche Trauer. Ihr Leben aber vollzog sich vor ihresgleichen, diesem herrlichsten Geschenk, das ein Elternwille Kindern spenden kann. Und sein Sohn hatte keine andern.
Wir sprachen nicht mehr. Die Begegnungen des heutigen Tages hatten uns mit Bildern umstellt, die wir uns erst noch deuten mußten. Viel später erst begann der Kamerad, seinen Faden weiterzuspinnen:
«Wenn ich's falsch angefaßt habe, sag mir, kann ich die Schuld abtragen?»
«Welche Schuld?»
«Daß ich ihn so sehr allein ließ? Nicht nur ihm, auch mir habe ich einen Glaskasten gebaut; wir können uns kaum berühren. Weißt du, manchmal ist mir, ich müßte ihn vor der Zeit verlieren. Ein Stück Leben verlieren, weil man es allein gelassen hat.»
«Wie das, Kamerad?»
«In seiner Einsamkeit wird er mir fremd. Und jetzt gar ist der Vater immer fort. Ich möchte etwas tun können, das mir selber

zum Beweis dafür würde, daß ich noch die Kraft besitze, eines guten Jungen guter Vater zu sein.»
«Suche danach!»
Nun wurde an die Tür gepocht. Der Schatten des Bauern stand vor uns an der Wand. Er leuchtete mit einer Kerze, und der dunkle Umriß fiel quer über den Dachbalken, daß er wie gekrümmt aussah.
«Ist der Toni noch da?»
Wir schauten uns betroffen an. Leibhaftig war er seit dem Abendessen nicht wieder bei uns gewesen.
«Dann ist er noch nicht zurückgekehrt.»
Die Augen des fröstelnden Mannes starrten auf seinen Schatten und weiteten sich. Dann blies er die Kerze aus. Wir sollten nicht sehen, was bange fragend in sein Gesicht trat. Von den zwölfen blieb nur dieses eine Kind.
Er bat uns, die Störung nicht übelzunehmen. Mein Kamerad sprang auf.

•

Klaus, der Soldat, der einen Sohn zu Hause gelassen, an dem er eine Schuld abtragen wollte, schnürte die steife Zeltbahn wieder um, meldete sich ab und trat mit dem Bauer unter die Tür. Der reichte ihm eine brennende Laterne und wies den Weg hinauf, den der Knabe genommen haben mußte. Dahinter seien viele Wege, sagte der Bauer, und ihm graute vor der Unerfindlichkeit der Irrwege.
Hinter der Brücke trennten sie sich. Der Bauer wollte über die Fahrstraße zunächst das Dorf aufsuchen und von der entgegengesetzten Seite mit Klaus zusammentreffen. Gegen Mitternacht dürften sie aufeinanderstoßen. Klaus selber hatte um den schwereren Gang gebeten.
Nur langsam fand er sich im umgekehrten Gehölz zurecht. Der Schein seiner Laterne reichte nicht weit, und mit jeder Bewegung der Hand schrak eine helle Täuschung auf, sprang an den rostbraunen Stämmen empor und fiel kopfüber zum Tobel ab, das linker Hand in der Tiefe lag und drohte. Die Stimmen der Nacht waren verräterisch, und im prasselnden Regen, der von den Aesten tropfte, hörte er kaum seinen eigenen Schritt. Die Stämme, die der Lichtkegel traf, schnitten Grimassen, über die knorrigen Wurzeln jagten bleiche Gestalten, und die sprangen aus Klausens Kopf.
In diese Finsternis hinein trug er nun also sein Ansinnen, diesen Knaben zu suchen, den eine Tat unter dem Licht hinausgetrieben hatte. Eher, als er gehofft haben konnte, fand sich da die Gelegenheit ein, seine Mannskraft zu erproben. Und doch schien ihm die Absicht unsinnig. Er wußte nicht einmal, wie er rufen müßte. Und wenn schon: Wie sollte er dem Knaben den Weg zurückweisen, da er sich eben verirrte und sich vor eine Böschung hingestellt fand, an der sein Pfad endete.
Klaus stieg empor. Da und dort fand er Aeste quergelegt und mit Pflöcken gesichert, die Spur schien richtig. Aber das Moos trügte, und die Stapfen standen voll quietschenden Wassers. Sein Fuß sank immer wieder zurück, und immer wieder setzte er ihn von neuem an. Die Böschung war steil. Seine Hände verkrallten sich in den vorstehenden Wurzeln, er zog seinen Körper nach, der Regen peitschte ihm das Gesicht, das Herz begann zu kochen, und die Anstrengung öffnete ihm die Hand, die Laterne entfiel ihm und kollerte hinunter; erlosch. Aber er hämmerte sich in den Kopf: Du mußt, du mußt; und er schuf's.
Endlich stand er oben. Ohne Licht, in einem hohen Saal, von schlanken Stämmen bestanden, auf ebener Erde. Aber kein Mensch war da. Nur der Regen rauschte, und irgendwo pochte es unablässig. Klaus lachte laut auf, denn sein eigener Puls hämmerte gegen die Brust.
Er trieb ihn vorwärts, ein Ende abzusehen. Unvorsichtig genug, sprang er zwischen den Stämmen durch, verfing er sich in einem Dornengewinde, das ihn zu Boden riß. Augenblicke hindurch fand er es gut, auf dem harten Bett auszuruhen. Vielleicht war doch alles umsonst und der Junge verschwunden. Stundenlang mochte hier niemand vorübergegangen sein.
Doch das nun war keine Täuschung: da ging wahrhaftig jemand vorbei. Der Junge kam auf ihn zu. Es war der Toni, bestimmt hätte er ihn in noch dunklerer Nacht erkannt, glich er doch seinem eigenen Sohn. Nur irrte der seine nicht im nächtlichen Wald umher und mußte er sich erst besinnen, was er ihm sagen sollte.
«Toni!»
Der kam ganz langsam, den Kopf auf der Brust, die Hände in seinen wilden Haaren verkrampft, über die Moosdecke heruntergeschritten.
«Toni!»
Jetzt hatte er's gehört. Er blieb stehen. Klaus sah deutlich, wie der junge Körper, nur ein Schattenriß vor dem dunkeln Vorhang, zitterte und zusammenschrak. Er mußte ihn nun festhalten, sonst fiel er ins Moos.
Hart packte er ihn an; er wollte nicht wieder von vorn beginnen. Doch, wie merkwürdig, Klaus fand keinen Widerstand in dem umfaßten Knöchel.
«Wer seid Ihr denn?» preßte der Junge abwehrend heraus und zerrte an der starken Fessel.
«Du sollst es gleich sehen, Toni. Halte nur schön still. Ich will Licht machen.»
Endlich hatte Klaus ein Streichholz gefunden, das noch trocken war. Seine Hand zitterte nun auch. Da sprang die Flamme hoch und blendete ein weißes, erschrockenes Gesicht. Toni sperrte staunend die Augen auf und erkannte den Soldaten. Ein Schrei hallte durch den Wald und kam trocken schlagend wieder zurück, traf Klaus ins Innerste und riß seine Hoffnung in Stücke. Der Knabe fürchtete sich vor ihm.
Er zog an seinem Arm. Aber Klaus schloß fest. Er durfte das Kind nicht verlieren. Ob es ihn liebte oder haßte, nicht darum ging der Beweis.
«So gib doch nach, Toni! Du fieberst ja!»
«Ha, was kümmert das Euch?»
Diese Frage traf noch einmal wie ein Stahl. Klaus war mitten in der Nacht aufgebrochen, gestrauchelt, hatte die Hände blutig gekrallt, im Moos gelegen und gedacht, er sollte nicht wieder aufstehen. Und hatte nicht liegenbleiben können, weil er nicht an diesem fremden Kind seine Schuld am eigenen bestätigen wollte. Und da fragte es nun: Was kümmert das Euch? Er müßte es freigeben.
Und Klaus ließ die Hand los.
«So. Geh jetzt!»
Toni ging. Er schaute zurück, ob ihm Klaus wirklich nicht nachkomme. Dann fing er zu eilen an. Er kannte seinen Wald, er kannte seine Freiheit.
Klaus blieb zurück und fühlte sich elendiglich schwach. Der



Die Kunst meines Vaters war mir während langer Zeit etwas Alltägliches. Alltäglich, da ich an sie gewöhnt war, mit ihr und in ihr aufgewachsen bin. Als Kind saß ich unzählige Male Modell, und häufig begleitete ich meinen Vater, wenn er malen ging. Alltäglich, aus dem häuslichen Leben genommen, waren aber auch die Motive. Den Blick vom Fenster, einen Laib Brot, welke Rosen liebte mein Vater zu malen. Das konnte mich nicht ansprechen. Achtlos, mit geschlossenen Augen ging ich vorüber. Eine Bemerkung meines Vaters öffnete mir die Augen. Eines Tages — ich saß bei ihm im Atelier — sagte er nur wie eine Feststellung für sich: «Das Alltägliche ist wichtig genug als Ereignis betrachtet zu werden.» Da bemerkte ich, daß ihm der Laib Brot, die welken Rosen ein Erlebnis vermitteln, daß sie ihm von der Arbeit um das tägliche Brot, vom Leben, vom Dahinwelken, vom Tode erzählen. Nun durfte ich miterleben, jetzt schwiegen die Bilder nicht länger. Ein Bild sprach mich wie ein Volkslied an, unpathetisch, einfach . . . Ich merkte, daß nicht das Motiv als solches, sondern die Wirkung des Motives auf den Künstler von Bedeutung ist.

Ich kann mich erinnern, wie ich vor Jahren einmal sehr traurig war. Ich saß Modell, und mein Vater sagte, das Bild sei fertig. Ich schaute es an. Im Gesicht waren weder Augen noch Nase, noch Mund. Ich begriff nicht, daß ich das sein sollte. Ich wußte nicht, daß jedes Lebewesen nur Lebenssinn in der Umwelt hat, und selbst seinen Charakter nur durch die Umwelt erkennen läßt. Mein Vater meinte einmal: «Was zählt, ist die Atmosphäre. Es scheint mir weniger wichtig, das Bild eines Menschen zu zeichnen, als ihn in seinen Lebenskreis hineinzustellen.» Ich glaube, mein Vater sucht immer die Atmosphäre zu erkennen. Seine Ausdrucksmittel sind die Farben und ihre Harmonie.

Mein Vater ist ein schweigsamer Mensch. Er kann ganze Abende verbringen, ohne ein Wort zu reden. Doch nicht aus Teilnahmslosigkeit, nein, er nimmt immer starken Anteil, auch an den einfachsten Geschehnissen des Lebens. Sein Erleben, sein Anteil jedoch ist innerlich. Selten äußert er sich, doch wenn er sich äußert, sei es mit dem Wort, sei es mit dem Pinsel, so geschieht dies mit einer ungeheuren Kraft, die einem die Erregung und das quälende innere Feuer des Künstlers offenbart. So auch ganz besonders in unserem Bild: «Krankes Kind».

Scharlach! Eine Quarantäne von langen Wochen trennte den Vater Tscharner von seinem Kinde. Jetzt — ein erstes Wiedersehen! Was ist natürlicher, als daß der Maler Tscharner seine Freude, sein Fühlen der Leinwand überträgt. So entstand impulsiv, in der kurzen Zeit von zwei Stunden, das skizzenhaft gehaltene und doch vollendete Oelbild «Krankes Kind». Gerade dies locker gemalte Bild ist Ausdruck einer großen Gefühlserregung und zeigt uns, mit welcher Kraft der Künstler die Atmosphäre des Krankenzimmers hervorzurufen vermag.

Johann von Tscharner ist heute 57jährig. Er ist als Sproß eines alten Bündner Geschlechtes in Rußland zur Welt gekommen, wo seine Vorfahren schon einige Generationen ansässig waren. Er besuchte in Krakau das Gymnasium und später die Universität, um Philosophie zu studieren. Die Neigung zur Philosophie und zum Abstrakten behielt er bis heute, obwohl er nach zwei Semestern das Studium aufgab und zur Malerei überging, für welche er schon immer ein besonderes Interesse gezeigt hatte. Er genoß seine Ausbildung zuerst in München an der Holosy-Schule und später in Paris bei Henri Matisse. Seit 1916 lebt er in Zürich.

M. v. Tscharner



Beilage: Zeitgenössisches Schaffen, Blatt 12. Johann von Tscharner: «Krankes Kind». Privatbesitz Zürich.

Beweis entfiel seiner Hand, er hatte nicht Gewalt über ein Kind. Das ging von ihm weg, sprang vielleicht, aufgescheucht und verstört, über einen Hang hinaus und blieb liegen. Weil ihn, der in Toni seinen Sohn zu lieben glaubte, die Lieblosigkeit der erschrockenen Seele verletzt hatte und er den Knaben gehen hieß. Warum blieb er nur stehen? Er wollte ihn doch haben. Er hatte sein Wort gegeben, und der Bauer zählte darauf. Der Bauer hätte die Hand nicht mehr losgelassen. Denn der Bauer verstand wohl zu lieben.

So verlieh ihm die Eifersucht Kraft. Die Hände weit vor sich ausgestreckt, tastete er sich von Stamm zu Stamm. Er näherte sich der Senke, wo ihm das Licht entfallen war, und stieß an die Laterne. Nun war alles gut. Mit einem Licht in der Hand würde er schon weiter finden. Es wies ihm einen schnurgeraden Weg. Und dann galt es das letzte Stück.

Aber das letzte Stück war lang. Seine Füße kamen schier nicht mehr vom Fleck, und wider seine Schläfen hämmerten die Schläge schwer. Und doch war er noch nicht zu erschöpft, unendlich weit vorn ein gleichmäßiges Klatschen zu hören. Das war der Bub. Klaus zählte die fernen Tritte nach. Wenn er sie schneller fertigbrachte, mußte er ihn einholen.

«Toni!»

Der Ruf flog rückwärts. Das durfte nichts schaden. «Reiß dich selber voran!» redete er in sich hinein: «Dort vorne geht das Leben. Nein, Klaus, du siehst schon recht, der trägt dir das Leben davon, wenn du ihn nicht festhältst.»

Er warf einen Stein, daß sich der Knabe zurückwende. Er pfiff durch die Finger, denn Buben hörten darauf.

«Toni, so warte doch endlich!»

Nun blieb der Knabe wahrhaftig stehen. Er mochte wohl nicht weiter können. Dort am Wegrand setzte er sich auf einen Baumstrunk und blickte dem laufenden Soldaten entgegen.

Endlich hatte es Klaus geschafft. Er fiel neben dem Buben ins Gras. Sie sprachen kein Wort. Aus und ein stieß beiden der vergewaltigte Atem. Und doch war es gut, den andern atmen zu hören. Vielleicht lagen sie lange so da.

«Was soll ich jetzt?» fragte Toni zuerst.

«Heimkehren, Toni, das hättest du schon lange tun sollen.»

«Nein! Nie, solange Ihr da seid!»

«Toni, was übernimmt dich denn?»

Da richtete er sich auf. Wieder fuhr es wie ein Schreck durch seinen jungen Körper. Er kam ganz nahe an Klaus heran. Seine Stirn tropfte, an seinen Wangen klebten Tannadeln, seine Lippen zitterten, und die Zähne schlugen aufeinander. Nun stieg das Wort in ihm auf, er würgte daran; er wandte die Augen ab, und kaum hörbar, zu Wald und Regen und zu seinem eigenen, müden Kopf sagte er das:

«Ihr verachtet mich ja!»

Klaus schüttelte lange den Kopf. Wie sie den Kampf so ungleich verstanden hatten!

«Wie kommst du darauf? Wir haben dich die halbe Nacht gesucht.»

«Den Oberwälder haben sie auch gesucht, der sein Haus angesteckt hatte. Ihr habt mich heulen sehen wollen, Ihr, ach, Ihr Großen!»

«So, Toni, jetzt hör doch. Du bist ein Mann.»

«Nein, einen Mann schlägt man nicht.»

«Vergiß doch das, Bub. Das kennen wir alle.»

«Ja?»

«Ja!»

Klaus hielt seine Hand hin. Toni sah, daß sie blutete, und nun schlug er ein. Er klammerte sich an Klausens Schultern, und dann lösten sich seine Tränen. Sie schüttelten ihn, aber er verbarg es nicht. Sie war gut, diese Männerbrust, und die starken Arme auf seinem Rücken. In Klausens Herz stieg eine große, freudige Hoffnung auf, daß die seltsame Nacht nicht eitel wäre. Er hielt das Leben in Händen.

Und nun sagte es:

«Ihr seid wie ein Vater!»

Klaus hatte schon richtig gehört. Sehr wohl hatte er das verstanden. Das fremde Kind traute ihm zu, wonach er sein eigenes nicht fragen durfte.

«Glaubst du, ich könnte ein guter Vater sein, Toni?»

Der Knabe nickte und bettete sich an Klausens Brust zurecht. «Habt Ihr auch einen Buben?»

Um Klaus wurde es licht und hell:

«Ja, Toni. Er ist so wie du!»

«Erzählt mir von Euerm Buben», bat er, und dann schlief er ein.



Zeichnungen von A. Reinhardt

Mein Vater, der Schützenkönig

VON CARL WALTER KELLENBERGER

Vor Monatsfrist starb 80jährig der Schützenkönig Emil Kellenberger aus Walzenhausen. Er war der einzige Schütze, der viermal hintereinander die Gesamt-Weltmeisterschaft im Internationalen Gewehrmatch errungen hatte. Seine Erfolge waren neben der reinen Geschicklichkeit ein Kennzeichen seines menschlichen Wesens. Das hier veröffentlichte Gespräch hat Kellenbergers Sohn Carl Walter vor zwei Jahren schon aufgezeichnet. Es lag bei unserm Redaktionsstoff. Die Veröffentlichung war für dieses Vater-Sohn-Heft schon lange vorgesehen. Nun kommen wir in gewissem Sinn zu spät. Mögen die Seiten als Ehrung des Toten betrachtet werden.

Die Redaktion

SCHUSS INS WASSER

Sohn: Welches war der dunkelste Augenblick deines Schützenlebens?

Vater: Das ist schwer zu sagen. Enttäuschungen hat es nicht wenige gegeben. Oft war ich in scheinbar bester Verfassung, und doch stellte sich die rätselhafte Verbindung zwischen mir und dem Ziel nicht ein.

Sohn: Also auch du glaubst daran, daß da noch Dinge im Spiel sind, die bis jetzt unerforscht blieben!

Vater: Ja. Davon aber später. Es fällt mir ein, daß ich in Luzern am Internationalen Wettkampf 1901 einen der schwärzesten Momente hatte. Mein erster Schuß in der Kniend-Serie ging ins Wasser. Beim Heben des Stutzers kam ich versehentlich mit dem Finger an den Stecherabzug, also bevor ich am Zielen war, und im Sumpf vor dem Schießstand spritzte es ominös auf. Der Schuß wurde als Nuller eingetragen.

Sohn: Und trotzdem hast du ruhig weiter geschossen?

Vater: Natürlich. Ich wollte nicht reklamieren, da ich schon im Anschlag war. Trotz meinem Pech und der dadurch unter den vielen Zuschauern verursachten Unruhe schoß ich ruhig weiter.

Sohn: Aber es kostete dir die Weltmeisterschaft kniend, nicht wahr?

Vater: Ja. Ich wurde zwar kombinierter Weltmeister aller drei Stellungen, aber ohne die erste Null hätte ich auch die Einzelweltmeisterschaft kniend erreicht.

DIE ERSTE FRAGE

Sohn: Was war deines Wissens meine erste Frage zu deinem Schützenkönigtum?

Vater: Es muß 1904 gewesen sein. Du warst vier Jahre alt. Vielleicht kannst du dich noch dunkel daran erinnern, als ich von Argentinien zurückkam. Ich wurde im kleinen Bahnhof von Walzenhausen in der üblichen Weise von Vereinen und Bevölkerung abgeholt, und deine Mutter hatte dich mitgenommen. Daß der Himmel abwechslungsweise rot, grün, gelb und violett überblitzt wurde, machte einen tiefen Eindruck auf dich.

Sohn: Es ist das einzige, woran ich mich deutlich erinnere. Dann bildete sich ein Zug, und ich faßte deine Hand ...

Vater: Und als ich nicht an der Spitze des Zuges ging, fragtest du entrüstet und enttäuscht: «Und du, Papa, warum läufst du nicht zuvorderst?»

Sohn: Was hast du geantwortet?

Vater: Ich weiß es nicht mehr, aber auf jeden Fall hat dich meine Antwort nicht ganz befriedigt. Du weißt, daß ich kein Weltmann bin. Wenn ich mich auch nie um eine unbedingt nötige Rede gedrückt habe — lieber als das Getue, die Empfänge, die Bankette, waren mir Ruhe und Konzentration auf die Scheibe oder das Grün der Wiese vor dem Scheibenstand.

DER GROSSE REKORD

Sohn: Ist einer deiner Rekorde noch nicht geschlagen worden?

Vater: Wenn du Wert auf Rekorde legst ...

Sohn: Nein, ich glaubte, du wußtest sogar, daß ich trotz oder gerade wegen der vielen Jahre, die ich in Amerika zubrachte, die Rekorde als sinnlose Auswüchse betrachte. Aber vielleicht würde ich deinem ungeschlagenen Rekord etwas Gutes abgewinnen können!

Vater: Das kannst du auch. Es ist ein Rekord der Konstanz, den ich halte. Während andere Koriphäen, wie Stäheli, Zimmermann usw., die kombinierte Weltmeisterschaft nur zwei- oder dreimal nacheinander erkämpfen konnten, gelang es mir viermal nacheinander, nämlich Paris 1900, Luzern 1901, Rom 1902, Buenos Aires 1903.

Sohn: Warum hast du nach 1903 nicht mehr mitgemacht?

Vater: Ich wollte kein Monopol auf die Weltmeisterschaft ausüben und die Bahn für Jüngere freigeben.

DER SCHWANENGESANG

Sohn: Ueber deinen come-back im Jahre 1923 habe ich mich immer gewundert. Wie war das nur möglich?

Vater: Ich faßte die Entscheidung, in Mailand an der Europameisterschaft im Armeegewehr mitzutun, erst in letzter Minute. Paul Probst, der Equipenchef der Schweizer, muß mir, der ich überhaupt ohne Gewehr, wohl aber mit einem Regenschirm bewaffnet, nach

Mailand gefahren war, die alte große Siegesgewißheit aus den Augen gelesen haben. Obwohl ich nicht angemeldet war, strich er den Namen eines andern Schützen einfach durch und setzte mich an seine Stelle.

Sohn: Sahst du dich nicht zuerst einer scheinbar hoffnungslosen Lage gegenüber?

Vater: Jawohl. Das mir zugeteilte italienische Armeegewehr hatte einen bitter harten Abzug. Bevor ein Schuß losging, mußte ich mich mit aller Kraft in den Abzug hängen. Aber ich gab nicht nach, und bald schoß ich mit dem italienischen Schießprügel wie mit einem Stutzer, und verschiedene Schweizer wollten sich das Gewehr aneignen . . .

Sohn: Hast du es zugelassen?

Vater: Als ich meine Schüsse getan hatte, gewiß. Und du hättest den Aerger meiner Landsleute sehen sollen, als sie den Abzug kennenlernten. Alle Schüsse gingen ihnen fehl. Besonders ein Zürcher, der mir vorher offen gedroht hatte, er werde mein Gewehr einfach stehlen, machte ein langes Gesicht, als er es ausprobierte.

Sohn: Und dein Erfolg?

Vater: Ich wurde Europameister mit dem Armeegewehr; es war mein Schwanengesang auf der großen Bühne. Ein Jahr später gehörte ich bereits zur Veteranenklasse.

DER SCHWERSTE SCHUSS

Sohn: Welches war dein schwerster und schönster Schuß?

Vater: Das ist leicht zu beantworten. Es war der letzte Schuß in der I. Kategorie in Buenos Aires, 1903. Der erste Preis dieser Kategorie war 8000 Franken. Ich *mußte* mit meinem letzten Schuß einen Zehner machen, wollte ich Richardet schlagen.

Sohn: Konntest du den Schuß in Ruhe abgeben?

Vater: Hinter mir war eine große Menschenmenge versammelt, Schweizer aus allen Provinzen der argentinischen Republik, die gesamte Presse, die Herren vom Kriegsministerium und im entscheidenden Augenblick der Kriegsminister selbst.

Sohn: Und doch hast du nicht gezittert?

Vater: Nein, ich war sehr ruhig, obwohl es um einen Grand-Prix ging, wie er seither nie mehr ausgeschossen worden ist. Du weißt, daß ich nie ein reicher Mann war, und der hohe Preis hatte eine sehr reale Bedeutung für mich — den Vater von fünf Kindern und den Fabrikanten.

Sohn: Aber eure Reise hat euch doch wenigstens nichts oder nicht viel gekostet?

Vater: Da irrst du dich. Wir mußten damals unsere Reisen selbst finanzieren. Man war noch nicht soweit, daß das liebe Vaterland den Schweizer Schützen ihre Reisekosten vergütete.

Sohn: Und nun, wie war es dir, als du jenen letzten Schuß abgegeben hattest?

Vater: Ich war innerlich fest überzeugt, daß der Zehner saß. Um mich herum war eine tödliche Stille, wenn man so etwas von einem Schießstand sagen könnte. Alles wartete mit angehaltenem Atem auf die Fahne des Zeigers, nachdem die Scheibe herabgezogen worden war.

Sohn: Wie muß es dir gewesen sein!

Vater: Plötzlich kam die blauweiße Fahne hoch, mitten ins Schwarze hinein, flatterte ekstatisch im Zentrum herum, kreiste toll um jene kostbare Mitte — und hinter mir brach ein Sturm der Begeisterung aus.

Sohn: Und damit war die Gefahr vorbei, daß dir der erste Preis streitig gemacht werden konnte?

Vater: Nein. Richardet hätte mich noch in den letzten paar Minuten vor Festschluß schlagen können; er brauchte nur noch einen Siebener, aber er wurde der Aufregung nicht Meister und brachte es nur zu einem Dreier.

SINN UND WERT

Sohn: Was erscheint dir als vornehmster Sinn und Wert des Schießens? Ich weiß, daß es nicht deine Sammlung von Medaillen, Bechern und Kränzen ist . . .

Vater: Nein. Da ist einmal die Wehrhaftigkeit, das männliche Gefühl, daß man auch auf dem letzten Stand zu zielen und zu treffen wüßte. Eine Selbstverständlichkeit.

Sohn: Und weiter?

Vater: Darüber hinaus, und mindestens so wertvoll, ist aber die Idee der Enthaltsamkeit, der knappen Lebensweise, welcher sich der gute Schütze während vieler Jahre verschreiben muß. Kein Alkohol, kein Tabak, keine Güggeli und Forellen blau, sondern ein Leben der Askese. Du siehst, wie ich heute dieser unerläßlichen Vorbereitung zum Erfolg mehr verdanke als dem Erfolg selbst.

Sohn: Wie recht hast du! Deine Kinder, deine Freunde und Bekannten staunen darüber, mit welch jugendlicher Frische du täglich stundenlang durch Wald und Feld, auf- und abwärts, wanderst. Schon kennen dich die Rehe im Wald und bleiben stehen, wenn du vorübergehst.

Vater: Die wahrhaft guten Schützen ohne Naturverbundenheit sind selten. Du hast schon von den Cowboys gehört, die mit tödlicher Sicherheit von der Hüfte weg schießen —

Sohn: Ich habe sie sogar gesehen.

Vater: Da muß ein tiefes Wissen im Meisterschützen sein, daß er das Ziel zu treffen weiß. Dieses Wissen kommt aus dem Atem der Pflanzen, aus der Zwiesprache mit Sternen, aus der Enthaltsamkeit und dem einfachen Leben. Schlemmer, Bluffer und Prasser werden nie gute Schützen sein.

CORRIGER LA FORTUNE...

Sohn: Haben politische Momente je einen Einfluß auf die internationalen Wettkämpfe ausgeübt?

Vater: Gewiß. Im Jahre 1921 nahmen zum erstenmal die Amerikaner am Gewehrmatch teil. Es war in Lyon. In Frankreich konnten sich Amerikaner nach dem Weltkrieg bekanntlich alles erlauben. Und so wurde ihnen in Lyon, trotz heftigen Protests der Schweizer, gestattet, das Glück zu korrigieren. Die Amerikaner

schossen mit Diopter und Doppelriemen, und ihre Aermel und Westen waren stark ausgepolstert.

Sohn: Machte dies so viel aus?

Vater: Die Polsterung und der Doppelriemen ergaben einen weit besseren Halt, es fehlte nur noch, daß sich die Yankees in einen Schraubstock spannen ließen. Zum erstenmal seit 1898 wurde die Schweiz geschlagen. Aber es war kein fairer Wettkampf; denn die Schweizer waren nicht auf diese Hilfsmittel vorbereitet. Und ich habe es stets bedauert, daß die europäischen Schützen sich dem eigenmächtigen Diktat der Amerikaner gefügt haben; denn im Militär wird auch nicht mit Doppelriemen und Wattierungen nachgeholfen.

•

FÜRS VATERLAND

Sohn: Hast du in deinen Schützenreisen ins Ausland nur dich selbst gesehen?

Vater: Bis zu meiner Reise nach Argentinien war es wohl so, daß ich nur den großen persönlichen Erfolg im Auge hatte, daneben aber auch den Erfolg der ganzen Matchgruppe. Aber an der Südspitze der westlichen Halbkugel ergriff mich plötzlich etwas Neues. Als wir Schweizer den internationalen Wettkampf vor den Italienern und Argentiniern gewonnen hatten, strömten aus den unmöglichsten Gegenden Argentiniens Schweizer in die Hauptstadt Buenos Aires. Sie wollten uns helvetische Schützen sehen, uns die Hände drücken, gebrochenes Schweizerdeutsch mit uns reden und wieder nach Tucumàn oder Santa Fé fahren oder reiten, um dort erzählen zu können: «Wir haben sie gesehen und ihnen die Hand gedrückt!»

Sohn: Ich sehe, was du meinst. Euer Erfolg als Schützen hat sich in einen viel bedeutsameren Erfolg als Sendboten der Heimat gewandelt.

Vater: Nie ist in den argentinischen Zeitungen so viel über die Schweiz und ihre Söhne geschrieben worden wie nach unseren Triumphen. Wir wurden photographiert, interviewt, karikiert. Und wir nahmen es dann auch mit Freuden auf uns, das für die Heimat zu tun, was an späteren internationalen Wettkämpfen im Ausland leider gänzlich unterlassen wurde: wir fuhren in die Provinzen hinaus, um das mächtige Bedürfnis der reichen und armen Ausgewanderten nach einem Zusammensein mit «ihren» Schweizer Schützen zu befriedigen.

Sohn: Welches waren die Transportmittel?

Vater: Im Salonwagen, in halsbrecherischen Landauern, denen während der Fahrt der Boden herausfiel, auf quecksilbrigen und eigensinnigen Pferdchen, ja sogar zum erstenmal in so einem teuflischen Benzinwagen, so zogen wir von Ort zu Ort, von einem Lokalschützenfestchen zum andern. Und wir wurden überhäuft mit Ehrungen, Liebenswürdigkeiten, Medaillen und überschwenglichen Zeitungsnotizen. Aber auch stille Heimwehtränen sahen wir in den Augen von Auswanderern, die wohl wußten, daß sie die Heimat nie mehr schauen würden, und wir dachten an Gottfried Kellers Worte im Schweizerpsalm.

•

MERKWÜRDIGKEITEN

Sohn: Willst du mir jetzt bitte noch von einigen seltsamen Augenblicken erzählen, die dir in Erinnerung geblieben sind?

Vater: Als ich zum erstenmal als Knabe mit der Armbrust ins Schwarze traf . . .

Als ich bei der päpstlichen Audienz das Beifallklatschen der übrigen Anwesenden hörte, nachdem der Papst seinen Segen gesprochen hatte . . .

Wie ein gütiges Schicksal und meine Ruhe mich vor Unglück bewahrten, als während eines Trainings im Schießstand Walzenhausen plötzlich ein Mann in meine Scheibe hineinwuchs, gerade als ich den Finger an den Stecherabzug gebracht hatte, und wie es sich später herausstellte, daß der Mann Vater von sieben unmündigen Kindern war . . .

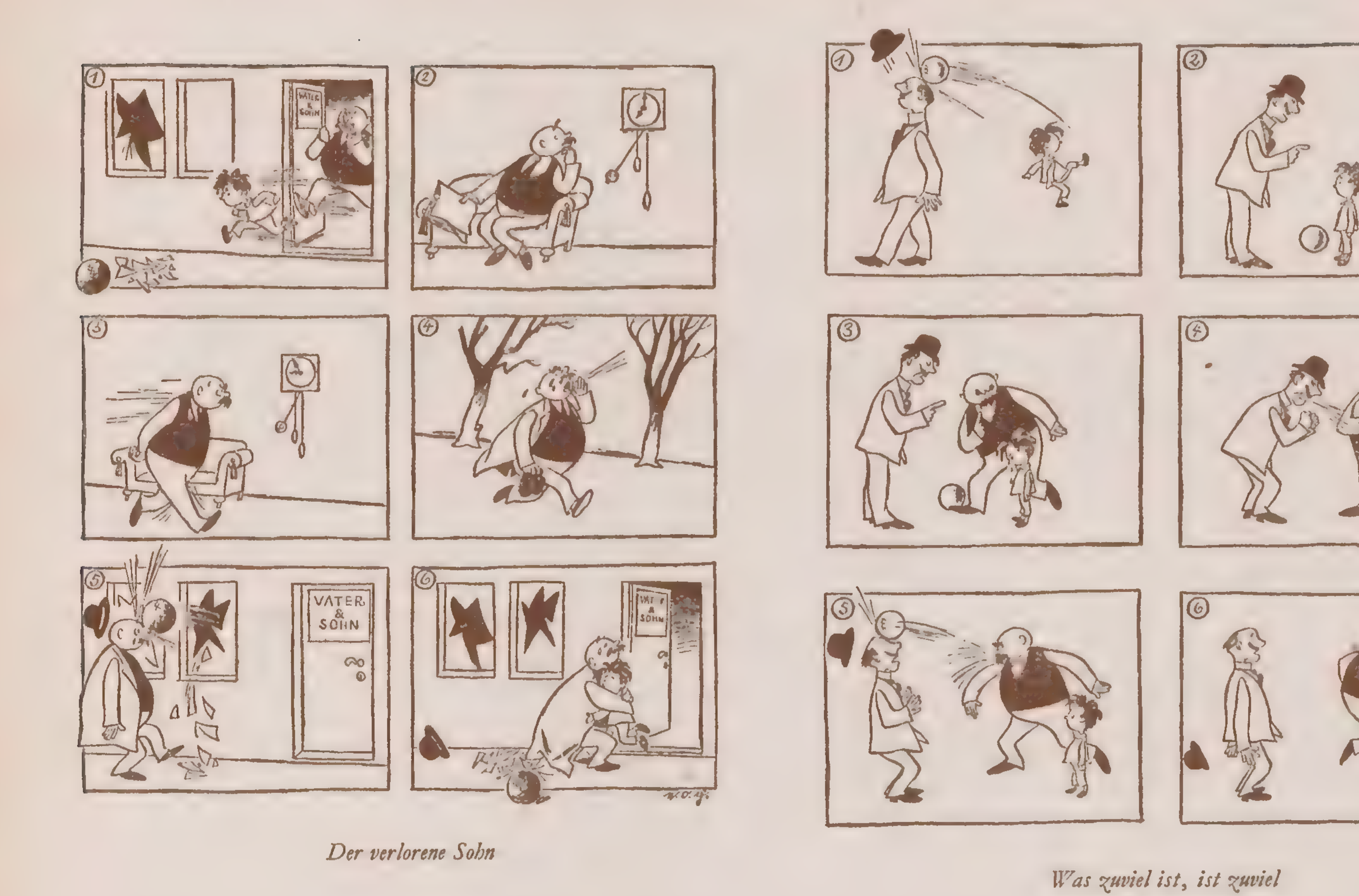
Als mich der König von Italien beim Ueberreichen der zwei goldenen Medaillen fragte, ob ich französisch spreche, worauf ich «Non, Majesté» antwortete, weil mir die höfische Konversation nicht liegt . . .

Als mich auf einer Gemsjagd im Vorarlberg der Wildhüter beim Anblick eines zirka 220 Meter entfernten Gemsbocks ungläubig fragte: «Ja, wollen's schießen?» und dann später verwundert feststellte, daß es ein Blattschuß gewesen war . . .

Als ich in Neuenburg 1898 Schützenkönig wurde und den geschmiedeten goldenen Kranz erhielt, den Präsident Gambetta 1874 für die Französische Meisterschaft gestiftet hatte . . .

Als ich das handbreite Bild eines Jägers erhielt, Zentrum einer 200-Meter-Scheibe, und ich feststellte, daß mein Schuß genau durchs Herz des Jägers gegangen war, obwohl das Herz nicht im absoluten Mittelpunkt der Scheibe gewesen war . . .

Aus «Vater und Sohn». 50 lustige Streiche und Abenteuer, gezeichnet von E. O. Plauen



Der verlorene Sohn

Was zuviel ist, ist zuviel

Uebung macht den Meister

Der Gute!

Glanz und Mühsal des Alters

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen
Allein im Innern leuchtet helles Licht.
Faust, Zweiter Teil

Etwa 30 Billionen Zellen bauen den menschlichen Leib auf, für die Dauer unseres Daseins gehorchen sie alle einer geheimnisvollen Regierung, deren Gefüge wir erst teilweise durchschauen. Im Prozeß des Alterns beginnt sie zu versagen, nicht alle Departemente zur gleichen Zeit; verfällt aber schließlich die zentrale Gewalt, so verfallen wir selber. Mit den vielen Millionen Zellarbeitern stirbt auch der Riesenbetrieb, der unser aller Lust und Leid so lange trug. Aber unter diesen sterblichen Zellen gibt es zwei besondere Formen, denen eine «potentielle Unsterblichkeit» zukommt. Gelangen nämlich Ei- und Samenzelle zueinander, so entsteht durch rastlose Teilung von neuem ein sterblicher Riesenbau aus 30 Billionen Elementen, der in seiner Tiefe wiederum die geschlechtsverteilten Garanten der irdischen Unsterblichkeit trägt. Das Leben strömt weder in einem kompakten Fluß, noch treibt es in einem zusammenhängenden Baum. In sterblichen, in sich abgeschlossenen Behältern sprüht es als unsterbliches Feuer, springt selber, bevor diese zerfallen, in neue, jüngere, selbstgeschaffene Behälter über. In sterblichen alternden Trägern wandert so das unsterbliche Leben seinen sich selber langsam erhellenden Weg.

Die Wissenschaft vom Alter und vom Altern ist noch jung. Der Meinung nachhängen, daß sie erst von alternden Kulturen ausgebaut wurde, hieße sich wohl etwas zu viel der tiefen Blicke gönnen. Tatsächlich besteht auch heute noch der Ausspruch Elias Metschnikoffs zu Recht: «Die Wissenschaft weiß wenig von Alter und Tod.» Gibt es denn überhaupt ein natürliches Ende des Lebens, ist Altern vielleicht selber nur eine Krankheit, für die wir das Kraut noch nicht fanden? Ist der Mensch wirklich so alt wie seine Gefäße, oder macht uns das alternde Gehirn, die erlöschende Geschlechtsfunktion alt? Wie wurden wir nicht schon von schwierigen Theorien überschwemmt, welche das Altern mit einer zunehmenden Vergiftung und Uebersäuerung der Zellsysteme erklären. Ein geistvoller Arzt verglich es mit der Milchgerinnung durch die Milchsäure, wonach auch wir wortwörtlich «versauern» . . ., «fangen als Frischmilch flüssig an und hören geronnen, eingedickt und geschrumpft wie ein alter Käse auf».

In seinem bei Benno Schwabe (1942) erschienenen Büchlein: «Das Alter als Schicksal und Erfüllung» berichtet A. L. Vischer, langjähriger Arzt am Altersheim der Stadt Basel, auch über das Altern als körperlichen Prozeß. Er referiert offen und klar über den heutigen Stand der wissenschaftlichen Forschung und beginnt damit eine ergreifende und tief beglückende Führung durch die seelischen und geistigen Altersprobleme. Die vornehme Gesinnung, mit der hier ein reifes und gütiges Wissen ausgebreitet wird, braucht die Wahrheit auch dort, wo sie schwer ist, nicht zu scheuen. Das Alter hat seine Schwere und sein Dunkel. Aber in ihm werden auch wieder so viele Früchte des Daseins reif, und reifen so viele Ringe der heimlichen Krone dieses Lebens, daß nur Unverstand — der Jungen wie der Alten — sich gegen diese Zeit der Vollendung anstemmt. Ihnen allen kann das Vischersche Buch im schönsten Sinne hilfreich sein. Den Gebrechen und auch den Eigenheiten des Alters gegenüber kann aus solchem Wissen viel tröstliches Verstehen und freundliche Hilfe erwachsen. Es ist oft schwer, daß aus dem eigenen, halbblinden Begreifen der Dinge das lösende und befreiende Wissen entsteht. Aber das gutvermittelte Wissen läßt uns dann auf einmal Dinge begreifen, vor denen wir lange ratlos standen und unter denen wir litten. Unverstandene Gebote knechten, das Wissen aber macht frei. In dieser Biologie des Alters liegt ein echtes Lebensbuch vor, für die Jungen, daß sie die Alten verstehn und das eigene Altern; für die Alten, daß auch sie den großen Wandel begreifen und seine Würde auf sich nehmen. Daß uns scheinen will, die Jungen hätten aus diesen Ergebnissen einer großen Erfahrung und Belesenheit mehr als die Alten zu lernen, soll nicht nur eine höfliche Verbeugung vor dem Alter sein. Wir haben zu viel der zwanzigahmenden Sechzigerinnen gesehen, als daß wir noch glauben möchten, die Würde des Alters sei eine strenge Funktion der Jahre. Vielmehr scheint es im Okzident tatsächlich überhaupt keine rechte Vorbereitung auf etwas zu geben, dem wir doch alle entgegengehen. Lin Yu tang fand in der Einstellung zu den alten Leuten einen der durchgehenden Unterschiede von Ost und West. Bei uns nimmt eher das Kind die Rolle des verehrten Wesens ein, die im Osten dem Alter zukommt. Für die Ford fahrende Großmama in USA. begann das Leben erst mit vierzig, wie es das bekannte Buch von Pitkin verallgemeinern will. Einerseits mag das heißen, daß der Mensch mit vierzig noch überaus jung ist, andererseits aber auch, daß er erst mit vierzig fortschrittlich wird. Die Jungen sind geistig älter als die Alten, sie hängen am Lehrgut der Lehrer, denken in gestrigen Formeln und müssen diese selber erst wieder einmal überwinden. Solche Thesen erörtert Vischer in seinen kulturgeschichtlichen Beiträgen «Gesellschaft und Individuum in der Stellung zum Alter», wobei sich nun freilich die Ueberfülle des Stoffes oft nur in Hinweisen bändigen läßt. Seine Erörterung des Generationenkonfliktes, der bündischen Altersklassen, des bernländischen Stöcklis, der Jugendbewegung, der seelischen Revolution der Söhne gegen die Väter würde in breiterer Ausführung gewiß wiederum einen dankbaren Leserkreis finden. In der neu entstehenden Welt wird auch das Altersproblem neu behandelt werden. Vischers Buch bietet eine Fülle sachlicher Anregungen, sich hier einzudenken. Was uns seine Arbeit so besonders liebenswert macht, ist die durchgehende Ehrfurcht vor dem Leben und seiner Offenbarungen. Auch das Alter hat wieder seine eigenen Schätze und Geheimnisse, die den segnen, der es liebt.

Walter Robert Corti

LANCÔME

PARIS



LE SOMMET DE LA DISTINCTION

GENERALVERTRETUNG FÜR DIE SCHWEIZ: RENÉ FISCHER S.A., 16, RUE BELLOT, GENÈVE

VOM WAISENKIND UND SEINEM VATER

«Emil hat also seinen Vater nie gekannt», ergänzte die Fürsorgerin, die uns den Zehnjährigen überbrachte, ihre Ausführungen. Es war ja auch bloß eine flüchtige Bekanntschaft, bevor der junge Mann eine andere heiratete und bald darauf an Tuberkulose starb. Die Mutter, damals, als Emil zur Welt kam, selbst noch ein Kind, siebzehnjährig, hatte nie tiefere Beziehungen zu ihrem Kleinen. Sie wollte noch das «Leben genießen». Emil kam gleich in ein Kinderheim und später in eine Pflegefamilie. Dort machte er Schwierigkeiten. Wollen Sie es nun mit ihm versuchen? — Ein Jahr ist vergangen. — Telephonische Mitteilung: «Mutter von Emil ist vor drei Tagen gestorben. Es ging alles sehr rasch und kam ganz unerwartet. Der Junge wird sich wohl kaum mehr an sie erinnern, er hat sie ja schon viele Jahre nicht mehr gesehen.» So ist Emil Waise geworden. Geworden? Er war es eigentlich immer. Meine Frau ruft den Kleinen in die Stube, hebt ihn zu sich auf den Schoß, streichelt ihm die Haare glatt und sagt ihm dann, daß seine Mutter nach schwerer Krankheit verstorben sei. Emil lächelt verlegen, verständnislos. Hätte man ihm mitgeteilt, daß die Kaiserin von China gestorben sei, er hätte wohl ebenso verständnislos gelächelt. Was ging ihn schon diese Frau an, die er nicht gekannt hatte? Nach seinem Vater hat er auch einmal gefragt, damals, als ich für die Schule seine Personalien angeben mußte. «Dein Vater ist schon lange gestorben, Emil», hatte ich ihm geantwortet. Damit war für ihn die Angelegenheit erledigt. Sein Vater ist nun halt dort, wo ein Mann für ihn einsteht, wenn es nötig ist, dort, wo sich in Liebe und Achtung zu einem Vorbild sein Ich-Ideal bildet. — Es ist wohl eines der schönsten Ziele unserer Arbeit am Waisenkinde, in diesem Sinne «Vaterbild» zu werden. Wenn wir auch bloß Ersatz sind für das, was Schicksal oder Führung vorenthalten haben, wir werden doch zu einer geistigen Realität, die nicht minder zwingend in den Weltanschauungskreis des werdenden Menschen hineintritt. Daß wir das werden und wie wir das werden, das liegt an uns Erziehern.

Die Beziehung Kind-Vater-Mutter nimmt im menschlichen Seelenleben eine ganz besondere Stellung ein. Sie bildet das Fundament und Urbild des Verhaltens zu den Mitmenschen überhaupt. Wenn aber, um in einem Bilde zu reden, die Saiten der Grundtöne eines Akkordes verstimmt sind, so wird die ganze Harmonie gestört. Es ist noch unendlich komplizierter. In der Erziehung geht es um lebendige Menschen, die aufeinander wirken, hin und her. Es ist gewiß außerordentlich wertvoll, von der psychologischen Seite her Klarheit in dieses Geschehen zu bringen. Grundlegend ist jedoch, daß wir Elternstellvertreter immer bestrebt sind, freie, der Gegenwart offene Menschen zu bleiben, Menschen, die bewußt handeln und doch der tiefsten Gefühle zum «Du» fähig sind.

Emil ist eine der vier Waisen unter unsern 75 Zöglingen. Die Tatsache, daß die überwiegende Mehrzahl unserer Schützlinge Kinder aus geschiedenen und verwahrlosten Ehen sind und trotzdem im Waisenhaus untergebracht wurden, mag schon rein äußerlich ein Beweis dafür sein, daß sie eben auch Waisen sind, bei denen Vater und Mutter irgendwie versagten. Es ist darum Aufgabe unseres Heims, dem heranwachsenden Kinde die Schönheit der Familie, aber auch die Verantwortung für die Familie zu lehren. Der junge Mensch trägt die Bereitschaft zum Sichführenlassen in sich, und wenn die naturgemäße Führung ihre Aufgabe nicht erkennt und darum auch nicht erfüllt, muß irgend ein anderer in die Lücke treten. So kann man wohl mit Recht sagen, daß uns die seelischen Gegebenheiten der kindlichen Entwicklung entgegenkommen. Die Lösung des Problems scheint mir erfahrungsgemäß für die «Ehewaisen» insofern schwieriger zu sein, als die Bande des Blutes vermischt mit dem immer wieder aufkeimenden Glauben, die leiblichen Eltern könnten am Ende doch auch groß und stark und gütig sein, dumpf und tief wirksam sind. Die Erinnerungen an körperliche und seelische Mißhandlungen, an die Streitigkeiten in der Familie verblassen in der ausgeglichenen Atmosphäre der neuen Umgebung rasch, bis die harte Wirklichkeit anläßlich von Besuchen immer wieder schockartig diese Illusionen zerstört. «Ehewaisen» sind darum einer viel stärkern seelischen Belastung ausgesetzt als Vollwaisen, aber nicht selten wächst mit der Last auch die Kraft, dann nämlich, wenn die anlagemäßige psychische Konstitution stabil genug ist. Hand in Hand aber vollzieht sich eine Bewußtwerdung, ein Klarwerden des Unterschiedes zwischen neuem und altem Milieu. Es kommt mir oft so vor, als ob verschiedene Binden die Augen verdecken würden, die nach und nach wegfallen. Es wird lichter und lichter, bis auch das letzte Stück weichen muß. Dann aber, und zwar nur, wenn wir wirkliche Elternstellvertreter waren, in Liebe und Geduld, fallen oft mit einem Male die schönsten Früchte in den Schoß.

F. S., Waisenvater



Jugend hat keine Tugend . . .

Ein Dorf irgendwo im Schweizerland. Was treibt wohl dort die Jugend in ihrer freien Zeit? Nun, sie tut, was sie tun kann: spielt »Fangis« auf dem Dorfplatz, spielt »Versteckis« zwischen den Heuschobern, verbleut sich, wie es sich für Buben gehört, oder treibt sonst Allotria . . .

Das Dorf hat auch eine Garage, und dort lag eine Anzahl leere Benzinfässer aufgestapelt. Da lagen sie, rastend und rostend und auf bessere Zeiten wartend; die Fässer würden immer noch dort liegen, wenn nicht etwas ganz Besonderes eingetreten wäre: Einer der spielenden Buben hatte Zündhölzchen im Sack; ein zweiter kam auf die Idee, damit ins leere Faß hineinzuzünden — sozusagen zum Spaß!

Allein, das Faß verstand keinen Spaß! Wohl war es leer — leer von Benzin, aber nicht leer von Benzindämpfen! Von Benzindämpfen war es voll!

Eine gewaltige Explosion erfolgte; eine Stichflamme schoß auf, Eisenteile flogen durch die Luft, und ein Büblein, das in der Nähe stand, wurde getroffen und hat nun einen verstümmelten Fuß.

*

Der Unfall hatte ein Nachspiel. Die Eltern des Bübleins strengten einen Prozeß an gegen die Benzingesellschaft; diese aber lehnte jede Verantwortung ab.

Der Prozeß hat verschiedene Gerichtsinstanzen durchlaufen — man kann sich vorstellen, was das die Eltern des Bübleins gekostet hat an Geld, Sorgen und Aufregungen.

Wie anders wäre alles gewesen, hätten die Eltern bei der „Zürich"-Unfall eine Kinder-Unfallversicherung abgeschlossen. Dann hätten sie nicht um ihr Recht oder um ihr vermeintliches Recht jahrelang kämpfen und Anwalts- und Gerichtskosten tragen müssen; die „Zürich"-Unfall hätte bezahlt: den Arzt, die Spitalkosten und erst noch eine Entschädigung für den verstümmelten Fuß.

*

Was geht aus dieser Erzählung hervor? Daß eine Kinder-Unfallversicherung kein Luxus ist und daß man deren Abschluß nicht auf die lange Bank schieben soll. Verlangen Sie den Besuch unseres Inspektors; er verhilft Ihnen zu einer Kinder-Unfallversicherung, die Ihrem Einkommen angepaßt ist.

Bedenken Sie: Bezahlte Prämien sind nie fortgeworfenes Geld.

*

Es ist besser, eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.



„ZÜRICH" ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Direktion: Zürich 2, Mythenquai 2, Telephon 73610



FÜR DIE SCHWEIZER JUGEND!

Im Jahre 1941 startete der Schweizerische Skiverband (SSV.) erstmals eine Aktion, die damals im ganzen Lande stärksten Widerhall gefunden hat, das I. Schweizerische Jugendskilager. Nicht die «Ferienwoche für Jugendliche» und nicht die «Skischule für 500 Buben» war es, was Freude und Begeisterung in weitesten Kreisen weckte, sondern die Tatsache, daß der SSV. mit einem Werk an die Oeffentlichkeit getreten ist, das ganz im Dienste der Heimat stand, im Dienste der heranwachsenden Generation.

«Unsere Hingabe gilt unserer Jugend;
sie soll erstarken an Körper, Geist und Seele,
denn ihr gehört die Zukunft unserer Heimat!»

Dieses Motto stellte der SSV. an die Spitze seiner großen Aktion. 500 Buben aus allen Schichten der Bevölkerung und aus allen Kantonen lud er ein an sein Jugendskilager. Keinen Unterschied gab es da, weder des Ranges, des Standes, noch der Familie, keinen Unterschied der Rassen, der Sprachen oder der Religion. Auf gleicher Stufe standen alle in diesem Lager, der arme Bub aus dem Bergdorf neben dem Sohn reicher Eltern aus der Stadt, der bleiche Knabe des Fabrikarbeiters neben dem rotbackigen Buben einer Bauernfamilie.

Kein Teilnehmer bezahlt etwas, kein Funktionär läßt sich bezahlen! Das war die Devise. An die Oeffentlichkeit appellierte der SSV., suchte Paten für seine 500 Buben, warb hier und warb dort und hatte Erfolg. Unvergeßlich sind allen die Tage von Pontresina in der ersten Januarwoche des Jahres 1941, unvergeßlich das große, tiefe Heimaterleben. 500 Schweizerknaben aus allen Teilen des Landes nahmen dies in schönster Gemeinschaft in ihr Innerstes auf und erkannten zum erstenmal in ihrem jungen Leben, was wahre Kameradschaft bedeutet. Ihre jungen Herzen erfaßten spontan, daß es Höheres gibt als einen Stemmbogen, daß es mehr Werte gibt als Geld und Gut.

Ein Jahr später verdoppelte sich die Schar des SSV.; zu den 500 Buben kamen 500 Mädchen, und im vergangenen Winter waren es wieder 1000 Schweizerkinder, die sonnengebräunt heimwärts zogen und in ihren jungen Herzen das erste große Gemeinschaftsleben mit sich trugen.

Die schwere Zeit hat den SSV. nicht abhalten können, sein ganz unserer Jugend dienendes Werk erneut durchzuführen. Erst recht jetzt, wo eine unvorstellbare Zertrümmerung die Welt heimsucht, wo nicht nur unermeßliche materielle Werte, sondern kaum mehr zu ersetzende seelische Werte zerstört werden und unserer heranwachsenden Generation die Gefahr droht, in diesen rasenden Zerstörungsstrudel hineingerissen zu werden.

Möge die «Du»-Lesergemeinde wacker mithelfen an einem Aufbauwerk, das der Heimat in schönster Weise dient.

D. M.

Vom 6.—14. Januar 1944 beherbergt Grindelwald 500 Mädchen und Davos zur gleichen Zeit 500 Buben. Jedes Kind kostet den SSV. Fr. 40.—. Schweiz. Jugend-Skilager des SSV., Postscheck-Konto Lausanne II 9296.



Aus dem Februarheft 

Aufgefunden in den Mappen des Malers

Hans Beat Wieland

Unveröffentlichte Aquarelle und Tagebuchnotizen von Andrees berühmter und unglücklicher Ballon-Polarexpedition im Jahre 1897

Prof. Bernhard Payer

Ueber den Ceresiosaurus

Prof. Dr. C. von Mandach

Das abenteuerliche Leben der Katharine von Wattenwyl. Dazu die restaurierten, vom Berner Kunstmuseum neu erworbenen Gemälde von Joseph Werner, welche dieses Leben darstellen

Prof. Dr. Otto Veraguth

Physiognomik und schöne Literatur

VÄTERLICHES AUS DER MUSIK

«Ich will mir einen Namen erringen und Spuren meines Erdendaseins in der Welt zurücklassen, und dieses in sich nur edle Empfinden ist so stark in mir, daß ich lieber der tote Gluck oder Méhul sein möchte, als das, was ich sonst wäre in der Blüte meiner Jahre ... So fühle ich, und so bin ich, und nichts in der Welt wird mich ändern. Du kannst mir jede Hilfe entziehen oder mich zwingen, Paris zu verlassen, aber ich kann nicht glauben, daß Du mich so die schönsten Jahre meines Lebens verlieren lassen und mich wie eine Magnetnadel zerbrechen willst, da Du sie nicht hindern kannst, der Anziehung des Pols zu folgen.»

Mit diesen emphatischen Worten endete der Streit, den der Medizinstudent Hector Berlioz mit seinem Vater auszufechten hatte. Er wurde in Güte geschlichtet, und der liberale südfranzösische Landarzt ließ sich letzten Endes doch davon überzeugen, daß seines durch alle Kunsthimmel stürmenden Sohnes Lebenselement nicht der Seziersaal, sondern die Musik sei. Indessen gab er die Hoffnung nicht auf, den Abtrünnigen unter seinen väterlichen Willen zu beugen, indem er ihm mit Anwendung von Gewaltmitteln drohte. Berlioz aber entrang sich diesen Fesseln und nahm nun aus Protest erst recht den Kampf auf, den Kampf mit dem Römerpreis und dem durch seine ersten kompositorischen Kühnheiten verdutzten Pariser Publikum.

Die Künstlergeschichte kennt Fälle, wo es noch viel länger währte, bis Eltern und Kind zu einer Einigung gelangten, und dem Problem «Vater und Sohn» sollte auch in Musikerbiographien mit Gründlichkeit nachgegangen werden. Indifferente Väter, wie wir sie kennen aus den Lebensbeschreibungen eines Haydn, eines Bruckner oder Verdi, sind wohl für die heranwachsende Künstlerjugend nicht das schlimmste Hemmnis gewesen. Hier ließ man der Entwicklung einfach ihren Lauf, sei es aus Gleichgültigkeit oder mangelnder Einsicht. Viel schwieriger und komplizierter gestalteten sich die Verhältnisse dort, wo sich die häuslichen Machthaber, in der festen Ueberzeugung, das Richtige erwählt zu haben, auf Sonderwünsche der Betroffenen gar nicht einließen. Für Händels Vater zum Beispiel, den kurfürstlich brandenburgischen Kammerdiener und Leibchirurgen, war es eine ausgemachte Sache, daß sein spätgeborener Georg Friedrich sich der Jurisprudenz zu widmen habe, trotz des eminenten Tonsinnes, womit schon der Sechsjährige die Urteilsfähigen verblüfft hatte. Auch Heinrich Marschner war zum Rechtsgelehrten bestimmt, und etliche Fachgenossen aus dem 18. und 19. Jahrhundert könnten wir namhaft machen, deren künstlerischer Mission eine zeitweise Beschäftigung mit dem Corpus juris keineswegs geschadet hat. Ganz unmöglich aber will uns dünken, daß, auf väterliches Geheiß, ein Robert Schumann hätte Jurist werden sollen.

Zum Lobe mancher biedern Männer aus dem Volke muß gesagt werden, daß, wenn ihnen selber auch jeglicher Kunstsinn fehlte, sie ihre Sprößlinge dennoch ihrer natürlichen Berufung überließen. Glucks Vater war Förster, Verdis Eltern betrieben eine Osteria, und Hugo Wolf wuchs auf in der Familie eines Lederermeisters. Keiner von diesen dreien ist daran gehindert worden, das angeborene Talent zu nützen und zu entfalten.

Bei großen Komponisten, welche nicht von Berufsmusikern abstammen, macht man gewöhnlich keine langen Umstände, wenn man auf das Verhältnis von Vater und Sohn zu sprechen kommt, wogegen bei jenen, deren Erzeuger oder Vorfahren demselben Stand angehörten, just dieses Kapitel ausgiebig behandelt zu werden pflegt. Es sei da hingewiesen im besondern auf Scarlatti, Couperin, Bach, Mozart, Beethoven, Cherubini, Rossini, Nicolai, Johann Strauß, Brahms, Wagner und Richard Strauß. In all diesen Fällen erfolgte die Berufswahl nicht bloß zum Zwecke, die Familientradition zu erhalten, sondern weil das offenkundig gewordene Talent eine andere Lösung rundweg auszuschließen schien. Freilich können auch da Situationen entstehn, wo man sich bestimmte Wirkungsgebiete streitig macht oder, obwohl durch Berufsinteressen miteinander verbunden, in den Kunstanschauungen streng voneinander abweicht. Wie gänzlich hat zum Beispiel Johann Christian, der sogenannte englische Bach, der sich der einträglichen italienischen Opernmode anbequemte, zum Katholizismus übertrat und eine Primadonna heiratete, die Ideale des großen Johann Sebastian verleugnet! Und außerdem, wie manchen tüchtigen Kantorssohn hat die Lust ergriffen, das überkommene Metier zu wechseln und es in einem andern Musikfach zu versuchen.

Das idealste Verhältnis zwischen Vater und Sohn dürfte wohl bei den Mozart zu finden sein. Ein ungewöhnliches, in der Künstlergeschichte einzigartiges Zusammengehörigkeitsgefühl verband Wolfgang Amadeus mit seinem väterlichen Erzieher, Berater und Mentor Leopold Mozart. «Nach Gott kommt gleich der Papa.» Dieser Ausspruch bekundet die von Dank und Verehrung getragenen Empfindungen, welche Wolfgangs kindliches Verantwortungs- und Schuldigkeitsgefühl bestimmten. Des alten Mozart wohldurchdachtes, von sinnloser Ueberhäufung wie von stolzer Lässigkeit gleich freies Erziehungswerk deckte sich so vollkommen mit dem, was der Knabe seinerseits unter künstlerischer Hoheit verstand, daß die wundersame Harmonie zwischen den beiden auch dann noch fortbestand,

als die äußern Beziehungen infolge der von Leopold ungern gesehenen Heirat mit Constanze Weber eine merkliche Trübung erfahren hatten. Des Vaters Genauigkeit in allen Dingen, sein Prinzip der Ordnung und seine ruhige, klare und sachliche Erwägung vor wichtigen Entschlüssen, imponierten dem jungen Meister gewaltig. «An Deinem Leben hängt mein Leben», hatte der Salzburger Hofkompositeur dem Sohne beteuert. Bei solch übergroßer Liebe und Wachsamkeit mußte es jenen doppelt schmerzlich berühren, wenn der Jüngere, nun zu voller Selbständigkeit gelangt, Schritte unternahm, die er aus der Ferne nicht genügend beurteilen und daher leicht falsch auslegen konnte. Und wiederum war es Wolfgang, dem es so sehr nahe ging, wenn er aus des Vaters Einwänden oder Mißbilligungen den Eindruck gewinnen mußte, daß dieser ihn verkenne. Da krampfte sich sein empfindsames und grundgütiges Herz zusammen, und es fiel wohl hin und wieder auch ein hartes Wort.

Ein seltsamer Schimmer liegt über Mozarts Kindheit, und es ist wie eine wirkliche Gottesfügung, daß es dem heranreifenden Meister vergönnt war, voll Ehrfurcht, Dank und Vertrauen zu seinem Erzeuger als seinem besten Freund und Führer emporzublicken. Wie ganz anders lagen die Verhältnisse in Bonn, im Hause Beethovens! Hier, bei ähnlichen Voraussetzungen, schien sich alles ins Gegenteil verkehrt zu haben. Statt von ihm künstlerische Anleitung und goldene Lebensregeln zu empfangen, lernte der Knabe Ludwig an seinem nächsten Blutsverwandten die Misere häuslicher Unordnung, ständigen Unfriedens sowie die lasterhaften Folgen der Trunksucht kennen. Absolut unfähig, den kleinen Ludwig zu einem disziplinierten Berufsgenossen und Menschen zu erziehen, war der kurfürstliche Tenorist Johann van Beethoven durch sein rüdes Benehmen, seine moralische Haltlosigkeit und seine jähzornigen Ausbrüche weit mehr ein Stimulans der Furcht und des Abscheus als ein Objekt der Bewunderung. Woraus sich denn auch die Verschlossenheit und der oft in trotziger Weise sich äußernde Widerspruchsgeist des in die Einsamkeit flüchtenden Sohnes erklärt.

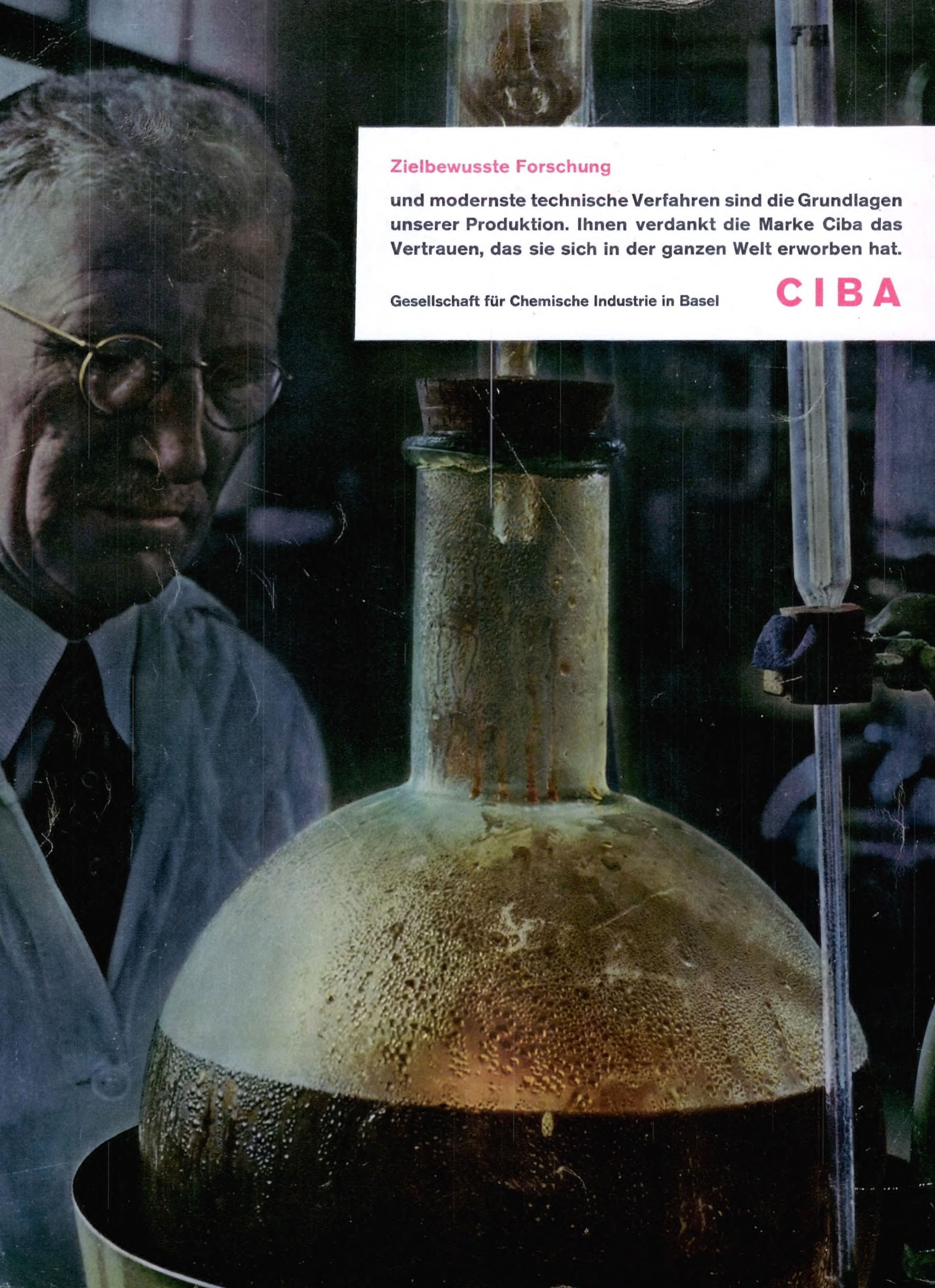
Was Leopold Mozart sorgfältig vermieden hat, aus der Frühreife seines begnadeten Kindes Kapital zu schlagen, das eben hätte der unvernünftige und grobe Kapellsänger van Beethoven gern angestrebt. Glücklicherweise legten sich noch andere Kräfte ins Mittel, und so blieb der Größte unserer Sinfoniker gnädig davor bewahrt, als dressiertes Wunderkind durch die Welt gehetzt zu werden. Diese Gefahr drohte übrigens auch dem jungen Carl Maria von Weber, der aber durch natürliche Abwehr dem Schicksal entging, von seinem wanderlustigen Vater, der leichtsinnig so oft den Beruf gewechselt, als Artist mißbraucht zu werden. In dieser Beziehung ist zuweilen auch an musikalischen Begabungen geringeren Ausmaßes von gewissenlosen Vätern schwer gesündigt worden, weshalb man sich nicht wundern muß, daß sogenannte Wunderkinder in der Blüte ihrer Jahre, wenn nicht noch vorzeitiger, zu erlöschen pflegen. Zwar ließ auch der ehrenwerte Flügelhornist und Kontrabassist Johann Jakob Brahms seinen vielverheißenden Johannes zum Tanz aufspielen. Aber darin, daß der menschenscheue Hamburger und künftige Meister, in welchem Schumann etwas Messianisches witterte, Geige, Cello und Horn auf dem Tanzboden bediente, lag nichts Entwürdigendes, zumal der Vater wohl einsah, daß da noch Höheres herauszuholen sei, was sich denn auch alsbald bestätigte, als man den Wohlbehüteten dem trefflichen Marxsen in die Lehre gab.

Das tiefe Zusammengehörigkeitsgefühl, das wir an der Familie Bach bewundern, ist dennoch nicht ohne tragische Nachwirkungen geblieben. Johann Sebastian ließ es bekanntlich nicht bewenden bei Unterhaltspflicht und väterlicher Fürsorge, er hat zugunsten seiner vielen Söhne sozusagen auch ein häusliches Lehramt ausgeübt. Nicht alle haben es ihm in gleicher Weise gelohnt. Als Künstler und stilistisch am engsten verbunden blieb er wohl mit Philipp Emanuel, dem königlich preußischen Hofcembalisten, während sich der bereits erwähnte Jüngste (Johann Christian) in Lebensführung und Kunstpraktik der Familientradition immer mehr entfremdete und der Erstgeborene, der geniale, aber willensschwache Wilhelm Friedemann, eigentümliche Methoden anwandte, des erlauchten Vaters Andenken zu ehren, ja sogar vor Manuskriptfälschung und ähnlichen Manövern nicht zurückschreckte.

Wird die Frage aufgeworfen, was aus den Söhnen großer Musiker geworden sei, so lautet die Antwort sehr verschieden. Die Universalität des alten Bach ist nie in dem Sinne ausgelegt worden, als ob seine unmittelbaren Nachkommen bloße Schattenkönige gewesen wären. Hier hat die Biologie einer Künstlerdynastie jedenfalls den Beweis erbracht, daß ein von Geschlecht zu Geschlecht vererbter Geistesbesitz nicht mit einemmal zu zerfallen braucht, wenn das Genie, das einer Epoche vorangeleuchtet hat, erlischt. Anderswo jedoch bringt es der schaffende Geist über mehr denn zwei Generationen nicht hinaus. Dies bezeugt das Schicksal der beiden Söhne Mozarts, von denen sich der ältere als subalterner Beamter durchs Leben schlug, während der andere als Chordirigent und Klavierlehrer ein wenigbeachtetes Dasein fristete. Wie schwer, ja schier unmöglich es ist, trotz unleugbar hoher Begabung gegen die überragende Kunst eines genialen Vaters aufzukommen, das illustriert der Werdegang Siegfried Wagners.

Man dächte wohl, wenn man sich ins Wesen der Erbforschung vertieft, es müßte auch unter den Musikern so etwas wie Geniezüchtung geben. Dem aber widersprechen die genealogischen Erfahrungen aus Vergangenheit und Gegenwart. Denn auch der Ablauf der Musikgeschichte untersteht dem allgemeinen Gesetz, daß sich Dinge, die im Bereiche des Schöpferischen liegen, nicht erzwingen lassen und daß Einmaliges keine Wiederholung duldet.

Fritz Gysi


Zielbewusste Forschung
und modernste technische Verfahren sind die Grundlagen unserer Produktion. Ihnen verdankt die Marke Ciba das Vertrauen, das sie sich in der ganzen Welt erworben hat.
Gesellschaft für Chemische Industrie in Basel
CIBA